L T.
(44)
R8147
Bibliogr. Ullrich
III. / 7. / bv.
fol. 79
(Verfass: Pfarrer
Franz Xaver
Geiger)
Col. compl. 2189.7
2 Bl. Vorbemerk.
Tit. Kupfer &
8 " Text u. 4 Tafeln
Zumfaist Titel

Ex libris
Max Aufsheimer

LD 2034

Der neue
Robinson,
oder
Seefahrten und Schiksale
eines Deutschen.

Eine
angenehme und lehrreiche
Erzählung
für
die Jugend und den gemeinen Mann.

[Verf.: Franz Xaver Geiger]

Nach
Campe's Robinson neubearbeitet
von dem
Verfasser des neuesten Sitten- und Beyspielbuchs, und des Leben Wendelins.

Zweyte Auflage.

Augsburg,
bey Johann Baptist. Merz, 1817.

1954.978

Stadtbibliothek
Augsburg

Vorbericht.

Campe's Robinson*) verdient unstreitig in aller Händen zu seyn. Aber diese schöne und edle Schreibart ist für das Volk, wenigst in unsern Gegenden, noch allzu erhaben, als daß der gemeine Mann dieß Buch mit Nutzen und Vergnügen lesen könnte. In dieser Ausgabe ist dafür gesorgt, daß auch die niedrigste Volks-

*) Robinson der jüngere, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder.

klasse davon Gebrauch machen kann: und zu mehrerer Verständlichkeit sind einige Vorstellungen in Kupfer beygefügt worden. Es ist dadurch der Originalausgabe nichts benommen, weil das Campische Buch bisher von Seite des gemeinen Mannes gänzlich unbekannt und ungelesen war.

Robinson.

Eine angenehme und lehrreiche Erzählung für gemeine Leute.

Ein gewißer Mann, der seine einzige Freude daran hatte, seine Kinder recht gut zu erziehen, und aus ihnen mit der Zeit brauchbare und rechtschaffene Leute zu machen, hatte die Gewohnheit, seinen zwey Kindern an Sonn- und Feyertagen manche schöne und lehrreiche Begebenheiten zu erzählen; unter andern erzählte er ihnen auch die Geschichte von Robinson.

Liebe Kinder! sprach der Vater, ich will euch eine wunderbare Geschichte erzählen. Es wird oft so angenehm tröstlich seyn, daß es euch recht in der Seele wohl thun wird; aber ihr werdet auch hin und wieder so unlustige Sachen hören, daß euch die Haare gen Berge stehen, und euch das Herz im Leibe bluten möchte. Nun machet euch dazu gefaßt. Du, Joseph!

setze dich zu meiner Rechten, und du, Marianne! zur linken. Merket also fleißig auf.

Kinder. O Vater! gerne wollen wir aufmerken!

Vater. In einer berühmten deutschen Stadt lebte ein Kaufmann, Namens Robinson. Dieser hatte drey Söhne. Der älteste hatte Lust zum Soldatenstande, ließ sich anwerben, und wurde erschossen in einer Schlacht. Der zweyte, ein Student, hatte einmal in die Hitze einen Trunk gethan, kriegte die Abzehrung, und starb.

Es war also nur noch der Kleinste übrig. Auf diesen setzten der Herr Robinson und seine Frau ihre ganze Hoffnung, weil er jetzt ihr Einziger war. Sie hatten ihn so lieb, als ihren Augapfel; aber sie liebten ihn mit Unverstand. Sie ließen ihren Sohn thun, was er nur wollte, und, weil das liebe Söhnlein lieber faullenzen und spielen, als arbeiten und etwas lernen mochte, so ließen sie ihn oft den halben Tag herum laufen und spielen. Hätten sie ihn vernünftig geliebt, so würden sie ihn zur Arbeit angehalten und ihn viel nützliche Sachen haben lernen lassen; denn als gute Eltern hätten sie wohl wissen sollen, daß der Mensch durch nichts anders als durch Fleiß und Arbeit glücklich werden könne.

Der junge Robinson wuchs also wie Unkraut heran. Sein Vater hätte gerne gesehen,

daß

daß er die Handlung lernen sollte; aber dazu hatte er gar keine Lust. Er wollte lieber in der weiten Welt herum reisen, und in fremden Ländern sein Glück machen. Er war erst siebenzehn Jahre alt, und täglich quälte er seinen Vater, daß er ihn doch möchte reisen lassen. Sein Vater wollte durchaus nichts davon wissen, und die Mutter weinte, so oft er vom Reisen sagte.

Endlich da er seinen Eltern immer mit der alten Bitte in den Ohren lag, gab ihm der Vater eine gute Summe Gelds, und die Erlaubniß, nach Hamburg zu reisen, doch mit dem Auftrag, sich allda nicht lange aufzuhalten, und dann geraden Weges wieder nach Hause zu kommen.

Der junge Robinson war so froh, wie ein Vogel, den man aus dem Käfig entlassen hatte. Als er in Hamburg alle Merkwürdigkeiten der Stadt besehen hatte, begab er sich eines Tags auch an den Haven, nämlich an den Ort, wo man alle Schiffe ankommen und abfahren sehen kann. Hier erblikte er ein Schiff, welches eben nach Londen, der Hauptstadt in England, abfahren wollte. Augenblicklich stieg in ihm auch die Begierde auf, diese große Stadt zu sehen. Er unterredete sich daher mit dem Schiffs-Kapitain, und, als der Vertrag geschlossen war, schrieb er noch einen Brief an seinen Vater, worinn er ihm meldete, er wäre nur ein wenig nach England gefahren, und würde bald wieder kommen.

Alsdann stieg er in das Schiff. Die Matrosen, — das sind die Schiffsknechte, die rudern müßen, — zogen die Anker auf, und spannten die Segel. Der Wind fieng an, das Schiff zu treiben, und der Schiffer sagte der Stadt mit sechs Kanonenschüssen Adjeu!

Der junge Robinson war ganz närrisch vor Freude, daß er nun endlich einmahl zur See reisen konnte. Es war ein angenehmer Tag, und der Wind blies so günstig, daß sie in kurzer Zeit die Stadt aus den Augen verloren. Jetzt kamen sie schon in das offenbare Meer. Was da Robinson für Augen machte, da er vor sich nichts als Luft und Wasser sah! Das Land, wo er hergekommen war, verschwand nach und nach aus seinen Augen, und bald sah er ober sich nichts als Himmel, und um sich nichts als Wasser. Die Fahrt gieng ungemein schnell. Zwey Tage nacheinander hatten sie immer schönes Wetter und guten Wind. Am dritten überzog sich der Himmel mit Wolken. Es wurde dunkel und immer dunkler, und der Wind fieng an, aus vollen Backen zu blasen.

Bald blitzte es, als wenn der ganze Himmel im Feuer stünde; bald ward es wieder so finster als wie um Mitternacht, und der Donner hörte gar nicht auf zu krachen. Der Regen rauschte wie ein Strom herab, und ein mächtiger Sturmwind wühlte so gewaltig in dem Meere, daß die Wellen wie Häuser hoch aufschwollen. Da hättet ihr sehen sollen, wie das

Schiff bald auf, bald nieder schwankte! bald trug eine hohe Welle es bis an die Wolken hinauf, bald stürzte es wieder in den tiefen Abgrund hinab; bald lag es auf der einen, bald auf der andern Seite. Da war nun ein Lärm und Gepolter im Schiffe! die Leute mußten sich anhalten, wenn sie nicht alle Augenblicke umfallen wollten. Robinson der des Dings noch nicht gewohnt war, wurde schwindlicht, kriegte Uebelkeiten und wurde so krank, daß er glaubte, er müßte den Geist aufgeben. Das nennt man die Seekrankheit.

Indeß hatte ein Blitzstral den ersten Mastbaum des Schiffes zersplittert, und der große mittlere Mastbaum stund so locker, daß er auch ins Meer hinaus geworfen werden mußte. Das ganze Schiffsvolck ward blaß wie der Tod, und rang verzweiflungsvoll die Hände. Auf einmal schrie einer aus dem untern Theil des Schiffs herauf: Wir sind alle zumal verlohren! das Schiff hat einen Spalt bekommen; das Wasser steht schon vier Fuß hoch im Schiffe.

Robinson sank bey diesen Worten rücklings nieder und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Alle andere aber liefen nach den Pumpen, um das Wasser auszuschöpfen, und das Schiff, wo möglich, ober dem Wasser zu erhalten. Endlich kam ein Schiffsknecht, schüttelte den Robinson, und sagte, ob er denn allein müßig da liegen wolle, da alle andere sich zu todt arbeiten müßten? Er sammelte also alle Kräfte zusam-

men, und stellte sich auch an eine Wasserpumpe. Indeß, da die Noth immer größer wurde, ließ der Schiffpatron einige Kanonen losschiessen.

Joseph. Warum das?

Vater. Das geschieht allemal in solchen Fällen. Wenn nämlich ein Schiff in eine große Noth kömmt, und man den unvermeidlichen Untergang vor Augen sieht, so schießt man etlichemal die Kanonen loß, damit andern Schiffen, die sich etwa in der Nähe herum befinden, ein Zeichen gegeben würde, daß sie den Nothleidenden zu Hülfe eilen sollten.

Robinson, der nicht wußte, was der Knall zu bedeuten habe, glaubte, das Schiff wäre entzwey geborsten, und sank von neuem in Ohnmacht. Ein Matrose der an seine Stelle trat, stieß ihn mit dem Fuße aus dem Wege, und ließ ihn für todt liegen.

Man schöpfte und pumpte indeß das Wasser mit aller Macht aus dem Schiffe. Aber ungeachtet aller Mühe, die man sich gab, stieg das Wasser immer höher, und man erwartete schon den Augenblick, da das Schiff versinken würde. Um dasselbe zu erleichtern, wurde alles, was man nicht höchst nöthig, hatte, nämlich Kanonen, Fässer, und selbst das Getreid über Bord ins Meer geworfen. Aber das wollte alles nicht helfen. In-

Indeß war zum Glück ein anderes Schiff in der Nähe, welches die Nothschüsse gehört hatte. Von diesem wurde alsogleich ein Boot abgeschickt, um die Leute, wo möglich, zu retten.

Marianne. Was ist wohl ein Boot?

Vater. An den großen Schiffen sind allezeit auch kleinere Schifflein angehängt, die eigentlich dazu dienen, daß man auf denselben die Waaren und andere Ladung aus dem größern Schiff auspacken und weiter bringen könne. Diese kleinen Schiffe und Fahrzeuge heißt man Bööte.

Aber dieses Boot konnte nicht nahe genug zum Schiff hinkommen, weil die Wellen gar zu hoch giengen. Endlich kam es an den Hintertheil des Schiffes so nahe, daß man den Nothleidenden ein Seil zuwerfen konnte. Durch Hülfe dieses Seils zogen sie das Boot heran, und nun sprang alles, was Füsse hatte, hinein, um sich zu retten. Robinson, der nicht auf den Füssen stehen konnte, wurde von einigen mitleidigen Matrosen gleichfalls in das Boot hineingeworfen.

Kaum waren sie eine kleine Strecke weggerudert, so sahen sie das Schiff, aus welchem sie gestiegen, vor ihren Augen in den Abgrund sinken. Zum Glück fieng um diese Zeit der Sturm an, sich ein wenig zu legen, sonst würde auch das Boot, als worinn so viele Menschen sassen, gewiß von den Wellen verschlungen worden seyn.

Endlich kamen sie unter vielen Gefahren bey dem Schiffe an, wohin das Boot gehörte, und alle Gerettete wurden mitleidig in dasselbe aufgenommen. Dieses Schiff segelte eben auf nach London, und in vier Tagen waren sie glücklich dort angelangt. Alle giengen nunmehr ans Land, und jedermann freute sich, mit dem Leben davon gekommen zu seyn. Nachdem sich Robinson erholet, hatte er nichts anders zu thun, als die große Stadt London zu besehen, und vergaß darüber das Vergangene und das Zukünftige, wie es nämlich junge Leute allzeit machen, die voller Leichtsinn sind.

Nach dem Robinson sich einige Wochen in dieser Stadt aufgehalten, war sein unruhiger Geist schon wieder auf weitere Reisen bedacht. Als er eines Tages am Haven spazierte, und die Schiffe besah, traf er unter andern eines an, welches nach Guinea segeln wollte. Guinea ist eine große Landschaft in Afrika, wo die Engländer starke Handelschaft haben. Robinson, der zugleich deutsch und englisch sprach, wurde willig in das Schiff aufgenommen, und nach einigen Tagen, da ein guter Wind sich erhob, segelten sie ab.

Die neue Fahrt gieng anfangs wieder sehr glücklich. Das Schiff flog durch die Wellen, wie ein Vogel durch die Luft, und in kurzer Zeit hatten sie einige hundert Meilen zurückgelegt.

An

An einem Abend zeigte der Steuermann an, daß er in einer weiten Entfernung ein großes Feuer erblickte, und daß er auch eben von daher einige Kanonenschüsse gehört habe. Alle liefen auf das Verdeck, nämlich auf den obern Theil des Schiffes. Da sahen sie nicht nur selbst das Feuer, sondern hörten auch einen Kanonenschuß nach dem andern. Weil sie dann wohl wußten, daß noch auf hundert Meilen weit kein Land sey, so urtheilten alle, daß dieses Feuer nichts anderes seyn könne, als ein Schiff, welches in Brand gerathen ist. Man beschloß sogleich, den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen und dahin zu steuern. Als sie näher hinzu kamen, sahen sie deutlich, daß sie sich in ihrer Meynug nicht betrogen haben; denn sie erblickten nun wirklich ein großes Schiff, welches ganz in Flammen stund.

Der Schiffs-Kapitain ließ sogleich fünf Kanonen lösen, um den armen Nothleidenden ein Zeichen zu geben, daß ein Schiff in der Nähe sey, welches ihnen zu Hülfe eile. Kaum war dieses geschehn, so sah man mit Schrecken, das brinnende Schiff unter einem großen Knall in die Luft fliegen, und bald darauf war alles versunken, und das Feuer erloschen. Der Kapitain ließ die ganze Nacht hindurch aus den Kanonen schießen, und alle Laternen aushängen, damit das Schiff könne gesehen werden.

Kaum war der Tag angebrochen, so erblickte man von ferne ein Boot, welches voll von

Menschen war. Man bemerkte, daß sie aus allen Kräften dem Schiffe zu ruderten. Gleich ließ der Kapitain eine Flagge wehen, das ist, er ließ eine weiße Fahne oben auf der Spitze des Mastbaumes aushängen, zum Zeichen, daß man sie bemerkt habe, und bereit sey, sie aufzunehmen. Man segelte zugleich stark auf sie zu, und in einer halben Stunde hatte man sie glücklich erreicht.

Die armen Unglücklichen sahen den Kapitain für ihren Schutzengel, und das Schiff, worinn sie aufgenommen wurden, für ihren Himmel an. Sie wußten einige Zeit vor Freude sich nicht zu fassen, dann aber erzählten sie, daß in des Steuermanns Hütte Feuer ausgekommen, welches so geschwind um sich gegriffen habe, daß an kein Löschen zu denken war, kaum daß sie so viel Zeit gehabt haben, einige Kanonen zu lösen, und sich in das Boot zu retten. Ihre Dankbarkeit gegen den Schiffs-Kapitain war groß. Sie hatten einen großen Beutel voll Gold bey sich, das Einzige, was sie von ihrem Schiffe hatten mitnehmen können, und diesen überreichten sie dem Kapitain zum Geschenke, als einen kleinen Beweis der Dankbarkeit, die sie ihm für die Erhaltung ihres Lebens schuldig wären. Allein der Schiffs-Kapitain antwortete: Gott bewahre mich, daß ich euer Geschenk annehmen sollte. Ich habe nichts gethan, als was ich aus Menschlichkeit schuldig bin: ich bin versichert, daß ihr eben das an uns würdet gethan

than haben, wenn ihr an unserer Stelle, und wir an der euerigen gewesen wären. Der rechtschaffene Mann nahm von den Verunglückten nicht eines Hellers werth an.

Weil das Schiff indessen etwas schadhaft geworden, und zugleich von Lebensmitteln ziemlich entblößet war, so faßte man den Entschluß, nach dem nächsten Lande zu fahren, welches die Kanarischen Inseln waren.

Robinson konnte sich nicht satt sehen an dem herrlichen Anblick dieser fruchtbaren Inseln. Auf der Insel Kanaria, wo die vielen Kanarien Vögel sind, ist des Jahrs zweymal Erndte, es wächst daselbst das Zucker-Rohr, und man findet auch sehr viele Zuckermühlen allda. Es ist ein Ueberfluß an Wein; denn so weit das Auge reicht sieht man Gebürge, die mit lauter Weinreben bedeckt sind.

So ein Aufenthalt hätte für Robinson ein Paradies seyn können. Allein, da der Schiffs Kapitain sich hier eine Zeit lang verweilte, fieng Robinson an, nach einigen Tagen Langeweile zu haben. Sein unruhiger Geist sehnte sich wieder weiter, und er wünschte sich Flügel, um so geschwind, als möglich, die ganze Welt durchfliegen zu können.

Unterdessen kam ein portugiesisches Schiff aus Lissabon an, welches nach Brasilien in Amerika

rika segeln wollte. Dieses große Land liegt im südlichen Theile von Amerika, und der Strich Landes gegen dem Weltmeer zu gehört meist dem König aus Portugall; es werden daselbst viele Goldkörner und Edelsteine gefunden.

Robinson machte Bekanntschaft mit dem Kapitain dieses Schiffes, und, da er von Goldkörnern und Edelsteinen gehört hatte, so wäre er um sein Leben gern mit nach Brasilien gefahren, um sich daselbst alle Taschen voll Gold und Edelsteine zu sammeln. Da er nun den portugiesischen Schiffskapitain bereit fand, ihn mit zunehmen, verlies er seinen guten Freund, den englischen Kapitain, und bestieg das portugiesische Schiff.

Nun gieng die Reise nach Brasilien. Sie steuerten nicht weit von der Insel Teneriffa vorbey, auf der sie den hohen Spitzberg liegen sahen, Es war ein köstlicher Anblick des Abends, da die Sonne schon lange untergegangen, und es auf dem Meere schon finster war, zusehen, wie der Gipfel dieses Berges, der einer der höchsten in der Welt ist, noch von den Sonnenstralen glühete, als wenn er in Flammen stünde.

Einige Tage hernach sahen sie eine andere gleichfalls sehr angenehme Erscheinung auf dem Meere. Eine Menge fliegender Fische erhoben sich über das Wasser, und die waren so glänzend wie polirtes Silber, so daß sie des Abends einen großen Schein weit um sich her verbreiteten. Diese Fische haben zwar keine Flügel, sondern nur

nur Flossen, die aber außerordentlich lang sind, und die sie anstatt der Flügel brauchen; mit diesen schwingen sie sich über das Wasser empor, wenn sie von den Raubfischen verfolgt werden; sie können sich aber in der Luft nur so lange halten, als die Flossen naß sind; so bald sie trocken werden, fallen sie wieder herunter.

Die Reise gieng bisher noch ganz nach dem Wunsche der Schiffleute und des Robinsons.

Allein plötzlich brach ein heftiger Sturm aus, der aus Süd-Ost wehete. Die Wellen schäumten und thürmten sich wie Häuser hoch, und das Schiff wurde davon wie ein Ball auf und nieder geschleudert. Sechs Tage lang dauerte dieser entsetzliche Sturm, und das Schiff wurde dadurch auf eine so große Weite verschlagen, daß der Steuermann und der Kapitain gar nicht mehr wußten, wo sie waren. Sie glaubten indessen, daß sie in der Gegend wären, wo die Karibischen Inseln liegen.

Am siebenten Tage, eben da die Morgendämmerung anbrach, rief ein Matrose zur großen Freude aller Schiffenden: **Land! Land!** Alle liefen nun aufs Verdeck, und wollten sehen, was für ein Land es sey, wohin sie kommen würden. Aber in eben dem Augenblicke wurde ihre Freude in den größten Schrecken verwandelt. Denn alle, die auf dem Verdecke stunden, bekamen einen so starken Schupf, daß sie alle zugleich zu Boden fielen. Das Schiff war nämlich in eben diesem Augenblick auf eine Sandbank angerennt.

Joseph. Was ist das, Vater! eine Sandbank?

Vater. Das sind große Hügel von Sand und Steinen, die unter dem Wasser verborgen sind. Wenn ein Schiff mit vollem Gewalt daran hinläuft, so bleibt es gemeiniglich stecken, und kann mit aller Mühe nicht mehr losgemacht werden. Und zum öftern geht auch das Schiff selbst zu Trümmern. Auf eine solche Sandbank sind nun auch unsere Schiffende aufgefahren. Das Schiff saß in dem Augenblick so fest, als wenn es angenagelt gewesen wäre.

Nun erhob sich ein Winseln und Jammern unter dem Schiffsvolk, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Einige betheten, andere schrieen; einige schlugen verzweiflungsvoll die Hände zusammen, andere stunden starr und steif, wie todte Leichname. Darunter befand sich auch Robinson, der mehr todt, als lebendig war.

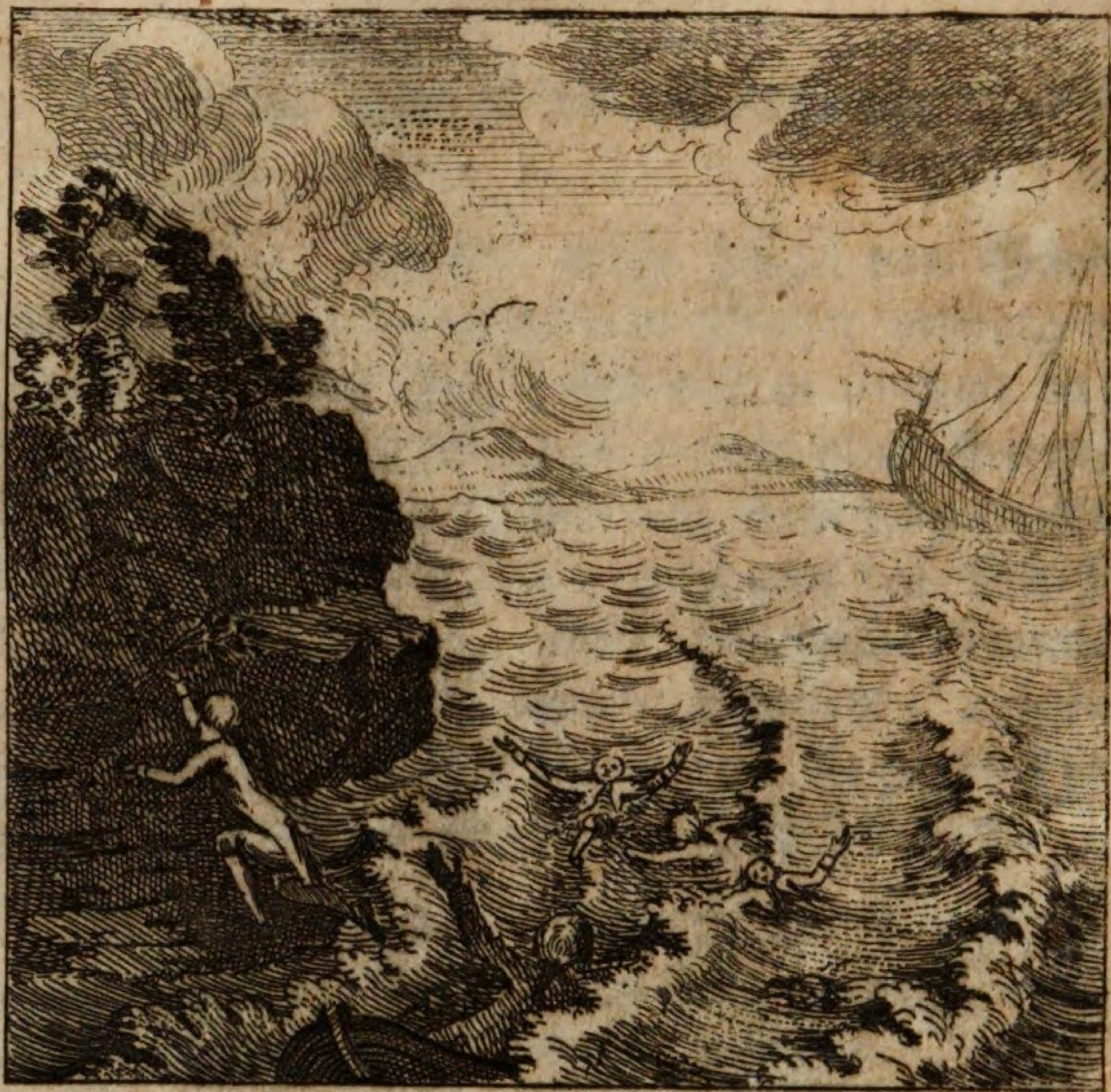
Plözlich hieß es: das Schiff sey entzwey geborsten! diese schreckliche Nachricht gab allen wieder neues Leben; und alle sprangen mit größter Hurtigkeit in das kleine Boot, um sich darauf zu retten.

Es waren aber der Menschen so viele, daß das Boot kaum eine Hand hoch über dem Wasser war. Das Land war noch ziemlich weit entfernt, und der Sturm dabey so heftig, daß Jedermann es für unmöglich hielt, das Land zu erreichen. Indessen thaten sie doch ihr möglichstes

durch

1

Seite 15.



Seite 54.

durch Rudern, und der Wind hat sie glücklicher Weise dem Land zu getrieben.

Plötzlich sahen sie aber etwas erschreckliches! Sie sahen, wie eine berghohe Welle hinter ihnen herrauschte, und die gieng schnurgerad auf ihr Schifflein zu. Alle erstarrten vor dem schrecklichen Anblick, und ließen die Ruder fallen. Jetzt, jetzt nahete der schreckliche Augenblick heran! Die ungeheure Welle erreichte das Boot; das Boot schlug um, und alle, — alle versanken im wüthenden Meer.

Joseph. So ist denn Robinson wirklich todt, lieber Vater!

Vater. Wir haben gehört, wie er in der augenscheinlichen Lebensgefahr war. Er ist, da das Schifflein umschlug, mit allen seinen Gefährten im Meer versunken. — Aber eben diese gewaltige Welle, die ihn verschlungen hatte, riß ihn mit sich fort, und schleuderte ihn gegen den Strand. Er wendete dann seine letzten Kräfte an, um an das Gestatt hinauf zu klimmen. Da er droben war, sank er vor Kraftlosigkeit wie todt dahin. Als endlich seine Augen sich wieder eröffneten, richtete er sich auf, und schaute herum, wo er wäre.

Aber was für ein trauriger Anblick war das für ihn! Von seinen Gefährten war nichts, gar nichts mehr zu sehen, und von dem Schiff

nichts

nichts, als losgerissene Bretter, die von den Wellen an das Gestatt hingetrieben wurden. Nur er, er allein ist dem Tod entgangen.

Vor Freude und Schrecken zitterte er, warf sich auf seine Knie, hob seine Hände gen Himmel, und dankte unter einem Strom von Thränen dem Herrn des Himmels und der Erde, der ihn so wunderbar errettet hatte.

Jetzt begriff Robinson erst, daß Gott der gütige Vater, ihn durch Leiden und Widerwärtigkeiten zu bessern suche, weil er sich vorher durch Güte nicht hat wollen bessern lassen. Jetzt, da er von allen Menschen sich verlassen sah, begriff er erst, wie unrecht er gehandelt habe, da er seinen Eltern ungehorsam war, und bath darum auf seinen Knien Gott um Vergebung seiner Sünden; nahm sich auch fest vor, sich von Herzen zu bessern, und nie mehr etwas zu thun, was er wüßte, daß es nicht recht wäre.

Da die Freude über seine glückliche Errettung vorüber war, fieng er an, über seinen Zustand nachzudenken. Er schaute um sich herum. Aber da war nichts als Gebüsche und Bäume. Nirgends sah er die geringste Spur von Menschen.

Das war nun ein schrecklicher Gedanke für ihn, daß er ganz allein in einem fremden Land leben sollte. Aber das alles hatte ihn noch nicht erschreckt, wenn er nur keine wilden Thiere oder wilde Menschen hätte zu fürchten gehabt. Bey diesem Gedanken allein stunden ihm die Haare

gen

gen Berg. Denn er wußte, daß es in jenen Ländern lauter wilde Menschen giebt, die fast ganz nackend gehen, die nichts verstehen, die keine Häuser bauen, keine Gärten pflanzen, und nur rohes Fleisch essen; ja die so viehisch aufwachsen, daß sie nichts von Gott wissen, und sogar Menschenfleisch essen. Darum getraute er sich anfangs vor Furcht und Angst nicht einen Schritt weit von der Stelle zu gehen, und das geringste Geräusch machte, daß er an allen Gliedern zitterte.

Endlich fieng er an, einen so heftigen Durst zu fühlen, daß er es nicht mehr ausstehen konnte. Er sah sich also gezwungen, herumzugehen, und eine Quelle zu suchen. Glücklicher Weise fand er eine schöne klare Quelle, aus der er nach Herzenslust sich laben konnte. O, was ein Trunk frisches Wasser für eine Wohlthat ist, für den, der vom Durst gequält wird!

Robinson danckte Gott dafür, und hoffte, daß er ihm auch Speise verleihen würde. Der die Vögel füttert, dachte er, wird mich wohl auch nicht verhungern lassen.

Zwar spürte er eben keinen Hunger, weil ihm der gehabte Schrecken allen Appetit benommen hatte. Aber desto mehr sehnte er sich nach Ruhe, denn vor Mattigkeit konnte er kaum mehr auf den Füßen stehen.

Aus Furcht der wilden Menschen oder Thiere getraute er sich nicht auf der Erde, und unter

freyem Himmel zu schlafen, sondern wollte es wie die Vögel machen, und sich auf einen Baum setzen. Er fand auch bald einen, der so breite Aeste hatte, daß er bequem darauf sitzen, und mit dem Rücken sich anlehnen konnte. Auf diesen kletterte er hinauf, verrichtete ein andächtiges Gebeth zu Gott, und schlief ein. Im Schlafe träumte er von allem, was ihm den Tag vorher begegnet war. Da kamen ihm seine Aeltern vor. Es war ihm, als sähe er sie, von Kummer abgehärmt, wie sie um ihn weinten, und sich nicht wollten trösten lassen. Der kalte Schweiß drang ihm aus allen Gliedern. Er schrie laut: „Ich bin da, liebste Aeltern!“ und, indem er so rief, wollte er seinen Aeltern in die Arme fallen, machte eine Bewegung im Schlaf, und fiel vom Baume herab.

Marianne. O der arme Robinson!

Vater. Glücklicher Weise hatte er nicht hoch gesessen, und der Boden war so sehr mit Gras bewachsen, daß er nicht zu hart fiel. Er spürte nur einige Schmerzen an der Seite, auf die er gefallen war, achtete sie aber nicht, und kletterte wieder auf den Baum, wo er so lange blieb, bis die Sonne aufgieng.

Nun stellte er Ueberlegungen an, wo er etwas zu essen hernehmen werde. Alles, was wir in Europa haben, mangelte ihm. Er hatte kein Brod, kein Fleisch, kein Gartengewächse, keine Milch; und wenn er auch etwas zu sieden oder zu braten gehabt hätte, so fehlte es

ihm doch am Feuer, am Bratspieß, und an Häfen. Alle Bäume, die er bisher gesehen hatte, waren indianische Weiden, die keine Früchte, sondern nur Blätter tragen.

Da er den ganzen vorigen Tag nichts genossen hatte, so fieng der Hunger an ihm entsetzlich weh zu thun. Er lief einige tausend Schritte umher, zu sehen, ob er nicht irgendwo etwas Eßbares finden könnte. Aber umsonst! Nichts als Weidenbäume, Gras und Sand. Nun weinte er laut gen Himmel, warf sich ohnmächtig mit dem Gesichte auf die Erde, und wünschte, daß er doch lieber möchte ertrunken seyn, als daß er so jämmerlich vor Hunger sterben müßte.

In dieser trostlosen Lage, als er sich zufälliger Weise umkehrte, erblickte er einen Raubvogel, der mit einem Fisch, den er gefangen, durch die Luft flog. Da fielen ihm die Worte ein, die er irgendwo einmal gelesen:

„Gott, der die Vögel nährt, wird Menschen nicht verstoßen.
„Der groß im Kleinen ist, wird größer seyn im Großen."

Er war nun über sich selbst zornig, daß er so wenig Vertauen zu der göttlichen Vorsehung gehabt habe, und beschloß, so weit herumzugehen, als seine Kräfte reichen würden. Er gieng also an dem Gestatt hin, und blickte nach allen Seiten herum, ob er nicht irgendwo eine Speise entdecken möchte. Endlich sah er einige Austern im Sande liegen, lief begierig darnach,

und seine Freude darüber war unaussprechlich. Die Austern liegen zwar nicht eigentlich auf dem Lande; sie leben vielmehr im Meere, wo sie sich an die Felsenwände eine über die andere ankleben, so, daß ein ordentlicher kleiner Berg davon entsteht. Einen solchen Haufen Austern nennt man eine Austerbank. Manche Auster aber wird von den Wellen wegespült, und von der Fluth auf den Strand hingeschwemmt. Wenn dann die Zeit der Fluth aus ist, und die Ebbe eintritt, so bleiben sie auf dem Trocknen liegen.

Joseph. Was ist dann die Ebbe und die Fluth?

Vater. Das ist was besonders und dabey was gewöhnliches auf dem Meer. Alle vier und zwanzig Stunden läuft das Wasser im Weltmeere zweymal an, und zweymal wieder ab. Wenn es anläuft, so tritt es weit an das Ufer aus. Sechs Stunden und etwas drüber schwillt es an, und sechs Stunden und etwas drüber sinkt es wieder. Die Zeit, wenn das Wasser anschwillt, nennt man die Zeit der Fluth, und, wenn es wieder abläuft, und das Ufer trocken wird, das nennt man die Zeit der Ebbe.

Robinson war außer sich vor Freude, daß er etwas gefunden hatte, seinen nagenden Hunger in etwas zu stillen.

Jetzt war seine größte Sorge, wo er künftig wohnen sollte, um vor wilden Menschen und wilden Thieren gesichert zu seyn.

Marianne. O ich weiß wohl, was ich gethan hätte, wenn ich Robinson gewesen wäre. Ich hätte mir ein Haus gebaut mit dicken Wänden, und eisernen Thüren.

Vater. Schade, daß du nicht dabey warest; du hättest dem armen Robinson schon rathen können. Aber weist du auch wohl, daß die Maurer Kalch, Ziegelsteine und Hammer; die Zimmerleute aber zu ihrer Arbeit Beile, Sägen, Bohrer, Nägel, Winkelmaß, Hobel, Bretter, Latten, Nägel und Dachziegel brauchen. Wo hättest du das hernehmen wollen, wenn du in Robinsons Stelle gewesen wärest?

Marianne. Ja das weis ich nicht.

Vater. So gieng es dem Robinson auch, und deswegen hat er sich die Lust, ein ordentliches Haus zu bauen, wohl vergehen lassen. Er hatte kein einziges Werkzeug als seine beyden Hände, und damit kann man keine solche Häuser bauen, wie wir haben.

Da er diesem seinem hülflosen Zustand nachdachte, faßte er festes Zutrauen auf Gottes Vorsehung, und machte sich auf, um zu sehen, ob er nicht irgendwo eine Höhle finden könnte, die ihm zur sichern Wohnung diente.

Von ferne sah er da einen Berg liegen, der ziemlich hoch war. Auf diesen kletterte er mit Mühe hinauf, und von da aus konnte er viele Meilen weit um sich herum schauen. Da sah er dann mit Schrecken, daß er wirklich auf ei-

ner Insel wäre, und daß nirgends, so weit sein Aug reichte, ein Land erschiene, ausgenommen ein paar Inseln, die etliche Meilen weit von da, aus dem Meer hervorragten.

„Ich armer, armer Mensch, rief er aus, und hob seine Hände gen Himmel. So bin ich also von allen Menschen abgesondert, von allen verlassen! und habe keine Hoffnung, aus dieser traurigen Einöde wieder einmal erlöset zu werden! O meine arme, bekümmerte Eltern! so werde ich euch also niemals wieder sehen! niemals euch um Vergebung meines Fehlers bitten können! so werde ich dann niemals mehr die liebliche Stimme eines Freundes, die Stimme eines Menschen hören! — Aber ich habe mein Schicksal verdient; ich darf mich nicht beklagen; ich habe es nicht besser haben wollen.“

Vor lauter Jammer hätte er fast vergehen mögen, und sein ewiger Gedanke war dieser; „Von Gott und Menschen verlassen!“

Da er eine lange Zeit mit Angst und Verzweiflung gerungen hatte, fiel ihm zum Glück ein Lied ein, welches er seine fromme Mutter manchmal hatte singen hören, wenn ihr etwas trauriges begegnet war:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten,
In allem Kreuz und Herzenleid;

Wer

Wer nur dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Er sagte dieses schöne Lied ein paarmal recht innig in Gedanken her; und das war auch eine rechte Herzensstärkung für ihn. Der Gedanke an den himmlischen liebvollen Vater gab ihm wieder einen neuen Trost und Muth, so oft er in seinem Jammer kleinmüthig wurde.

Mit diesem Gedanke gestärkt, bemühte er sich lange, einen sichern Ort zu seiner Wohnung ausfindig zu machen. Endlich kam er zu einem kleinen Berge, der auf einer Seite so steil wie eine Wand war. Indem er diese Seite genau untersuchte, fand er eine Stelle, die ein wenig ausgehöhlt war, und einen ziemlich schmalen Eingang hatte.

Hätte er einen Pickel, ein Stemmeisen und andere Werkzeuge gehabt, so wär es ihm ein leichtes gewesen, die Höhlung weiter auszuarbeiten, und sie zu einer Wohnung geschickt zu machen. Aber von allen diesen Dingen hatte er nichts, als seine zwey Hände.

Nachdem er sich lange den Kopf darüber zerbrochen hatte, so bekam er auf einmal einen glücklichen Einfall. Nämlich er entschloß sich, eine Menge junger Weidenbäume so dick vor dieses Loch hinzupflanzen, daß es wie eine Wand werden soll. Auf diese Art beschützte ihn von hinten die Felsenwand, und von vorn die dicht gepflanzten Bäume.

Er freute sich über den glücklichen Einfall, und lief augenblicklich hin, ihn auszuführen. Zu seinem noch größern Vergnügen sah er nahe bey diesem Orte eine schöne klare Quelle aus dem Berg hervorsprudeln. Er lief hin zu ihr, und erquickte sich zuvor mit einem frischen Trunck, weil er beym herumlaufen in der Sonnenhitze, die in den Karibischen Inseln sehr brennend ist, durstig geworden war.

Er grub nun einige junge Bäume auf eine sehr mühsame Art mit seinen Händen aus, und trug sie an den Ort, den er zu seiner Wohnung bestimmt hatte. Hier mußte er wieder ein Loch kratzen, um die Bäume dahin zu pflanzen, und weil dieß alles sehr langsam von statten gieng, so rückte der Abend heran, da er kaum erst mit fünf oder sechs Bäumen zu Stand gekommen war.

Die Nacht brachte er wieder auf dem Baume zu, und das wollte er so lange thun, bis er eine sichere Wohnung haben würde. Damit er aber nicht wie das erstemal wieder herunter falle, so band er sich mit seinen Strumpfbändern um die Brust herum an dem Aste fest, der ihm zur Rücklehne diente.

Seht, Kinder! die Noth lehrt uns vieles, was wir sonst nicht wissen würden. Die Noth lehrt uns nachdenken. Und deswegen hat Gott es so eingerichtet, daß wir allerley Bedürfniße haben, die wir erst durch Nachdenken und allerley Erfindungen befriedigen müßen. Diesen

Be=

Bedürfnißen also, und der Noth haben wir es zu danken, daß wir klug und verständig werden. Denn, wenn uns die gebratenen Tauben in den Mund flögen, wenn Häuser, Better, Kleider, Speise und Tranck und was wir zur Erhaltung des Lebens nöthig haben, wenn daß alles von freyen Stücken aus der Erde hervor wüchse, so würden wir sicherlich weiter nichts thun, als essen, trinken und schlafen; und da würden wir bis an unsern Tod so dumm bleiben, wie das liebe Vieh.

Robinson empfahl sich seinem Schöpfer, und schlief ruhig ein.

Er schlief ruhig bis am Morgen. Mit Anbruch des Tages lief er nach dem Strand, um einige Austern zu suchen. Er nahm dießmal einen andern Weg dahin, und hatte unterwegs die Freude, einen Baum anzutreffen, an welchem große Früchte hiengen. Weil er hoffte, daß sie eßbar wären, schlug er eine davon herab.

Es war eine dreyeckigte Nuß, so groß wie ein kleiner Kindskopf. Die äußerste Schale war fasericht, und wie aus Hanf gemacht. Die andere Schale hingegen war so hart wie Bein, und Robinson sah bald, daß er sie statt einer Schüssel werde brauchen können. Der Kern war ungemein saftig, und schmeckte wie süße Mandeln, und in der Mitte desselben, welche hohl war, fand er eine sehr wohlschmeckende süße

Milch. Das war einmal eine köstliche Mahlzeit für den ausgehungerten Robinson! Vor Freude über diesen Fund trat ihm eine Thräne in das Auge, die er dankbar gen Himmel weinte.

Es war das ein Kokusbaum, ziemlich groß und voller Früchte; aber leider war er nur der einzige in dieser Gegend.

Die Austern, die er am Strand gefunden, nahm er mit sich zum Mittagsessen, und kehrte alsdann mit freudigem Muth zu seiner gestrigen Arbeit zurück.

Er hatte am Strande eine große Muschel-Schale gefunden, die er statt einer Grab-Schaufel brauchte. Dadurch ist ihm die Arbeit schon um vieles leichter geworden. Nicht lang darnach sah er ein Gewächs, welches so faséricht war, wie bey uns der Flachs und der Hanf. Zu einer andern Zeit würde er auf solche Sachen gar nicht gemerkt haben. Aber die Noth macht aufmerksam. Er untersuchte alles, und bey allem dachte er nach, ob er nicht irgend einigen Nutzen daraus ziehen könnte.

Weil er hoffte, es würde sich diese Pflanze eben so wie Flachs und Hanf bearbeiten lassen, so riß er eine Menge davon aus, und legte sie ins Wasser. Da er nach einigen Tagen merkte, daß die grobe äußere Schale vom Wasser weich genug gebeizt wäre, nahm er sie heraus, und breitete sie an der Sonne aus. Wie sie trocken waren, versuchte er, ob sie sich nicht auch

so

so wie der Flachs brechen lassen. Dazu nahm er einen großen Stock; und glücklich ist es gelungen.

Er bekam davon einen Flachs, der so gut wie der unserige war. Sogleich machte er einen Versuch, ob er nicht kleine Stricke drehen könnte. Diese wurden nun freylich nicht so fest, wie diejenigen sind, die bey uns der Sailer dreht, weil er kein Dre-Rad und keinen Gehilfen hatte. Indessen waren sie doch stark genug, daß er damit seine große Muschel an einen Stock hat fest binden können, wodurch er dann ein Werkzeug bekam, welches einem Spaten ziemlich ähnlich sah.

Nun setzte er seine Arbeit fleißig fort, und pflanzte Baum an Baum, bis er endlich den kleinen Platz vor seiner künftigen Wohnung völlig eingezäunt hatte. Da ihm aber eine einzige Reihe von Bäumen noch keine sichere Schutzmaur zu seyn schien, so ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, noch eine zweyte Reihe um die erste herumzupflanzen. Etwas später füllte er beyde Reihen mit Erde aus; dadurch wurde die Wand so fest, daß man schon recht Gewalt hätte brauchen müßen, wenn man sie hätte durchbrechen wollen.

Alle Abend und Morgen begoß er diese Pflanzung mit Wasser aus der nahen Quelle. Zum Wassergefäß diente ihm die Kokus-Schale. Bald hatte er auch die Freude, zu sehen, daß die jungen

gen Bäume ausschlugen und grünten, daß es eine rechte Lust war, sie anzusehen.

Nachdem er mit seiner Einzäunung fast fertig war, wendete er einen ganzen Tag dazu an, daß er recht viele und starke Stricke drehete. Von den Stricken machte er, so gut er konnte, eine Strickleiter.

Nämlich der Fels über seiner Wohnung war ungefähr zwey Gaden hoch. Oben stund ein Baum. Um diesen legte er seine Strickleiter, und ließ sie bis zu sich herunter hängen. Er versuchte darauf, ob er daran hinaufklettern könnte, und es gelung ihm nach Wunsch. Er hat also ganz und gar keine Thür zu seiner Wohnung gemacht, sondern alles mit Bäumen zugepflanzt.

Da dieses alles fertig war, so überlegte er nun, wie er die kleine Höhlung des Berges noch weiter ausarbeiten könnte, damit die Wohnung für ihn groß genug würde. Mit bloßen Händen, sah er wohl, daß es nicht gehen würde. Er hat also suchen müßen, sich ein Werkzeug ausfindig zu machen, welches ihm dazu behilflich wäre.

In dieser Absicht gieng er zu einem Orte, wo er viele grüne Steine hatte liegen sehen, welche sehr hart sind, und die man Talksteine nennt. Da er unter denselben sorgfältig suchte, fand er endlich einen, bey dessen Anblick ihm vor Freuden das Herz im Leib lachte.

Es war nämlich dieser Stein ordentlich wie eine Art oder Beil gestaltet. Er war vorn scharf und schneidig, und hatte sogar ein Loch, wo man einen Stiel hineinstecken konnte. Es brauchte nichts, als das Loch etwas weiter machen, so hatte er ein ordentliches Beil. Dieses brachte er durch Hilfe eines andern Steins nach langer Arbeit glücklich zu Stand. Alsdann steckte er einen dicken Stock zum Stiel hinein, und band ihn mit einem Strick so fest, als wenn er wäre eingenagelt gewesen.

Er versuchte darauf gleich, ob er nicht einen jungen Stamm damit abhauen könnte; es gelang ihm glücklich, und seine Freude darüber war unaussprechlich. Man hätte ihm tausend Thaler für dieses Beil biethen dürfen, er würde es nicht dafür gegeben haben; so viel Nutzen versprach er sich davon.

Indem er unter den Steinen weiter suchte, fand er noch zwey, die ihm gleichfalls sehr brauchbar zu seyn schienen. Einer war wie ein Schlägel geformt, dergleichen die Kistler brauchen. Der andere die Gestalt eines kurzen dicken Prügels, der unten spitzig zugieng, wie ein Keil Auch diese nahm Robinson mit, lief freudig nach Hause, und setzte sich sogleich an die Arbeit.

Das Werk gieng trefflich von statten. Indem er den spitzigen keil-förmigen Stein an den Felsen setzte, und mit dem Schlägel darauf schlug, lösete er ein Stück nach dem andern ab, und auf diese Weise wurde die Höhle größer

und

und geräumiger. In einigen Tagen war er so weit damit gekommen, daß er Platz genug, zu wohnen und zu schlafen, bekam.

Er hatte schon vorher eine Menge Gras mit den Händen ausgerauft, und an der Sonne gedörrt. Dieses trug er in seine Höhle, und machte sich ein bequemes Lager davon. Jetzt hat er wieder das erstemal auf eine menschliche Weise, nämlich liegend schlafen können, nachdem er über acht Nächte, wie die Vögel, auf einem Baum hat sitzen müßen. O damals erkannte er erst, was für eine Wohlthat er zu Hans bey seinen Eltern gehabt habe, da er seine Glieder auf ein weiches und sicheres Lager hatte strecken können.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Robinson wiedmete ihn der Ruh, dem Gebeth, und der Danksagung für seine Rettung.

Damit er aber nicht nach und nach vergessen möchte, an welchem Tage er wäre, so machte er durch sieben Striche, die er in einen Baum schnitt, sich eine Art von Kalender, wo er jedesmal wußte, wann eine Woche aus war. An einem andern Baum bezeichnete er die Wochen, und bey vier solchen Strichen wußte er, das ein Monat verflossen war. An dem dritten Baum endlich grub er nach und nach zwölf Striche ein, und diese zusammen machten ihm ein Jahr aus.

Unterdessen hatte er die mehresten Kokusnüsse schon verzehrt, und bisher wußte er nur einen einzigen Baum. Die Noth lernte ihn also aufs neue nachzudenken, und besorgt zu seyn.

Aus Furcht vor wilden Thieren hat er sich bisher nicht weit von seiner Wohnung entfernet. Aber jetzt zwang ihn die Noth, etwas weiter auf der Insel herumzusehen, und um neue Nahrungsmittel auszugehen.

Denn Abend zuvor verfertigte er sich gegen die brennende Sonnenhitze einen Schirm aus Kokusblättern, die er mit Fischgräten an zusammgeflochtene Weidenruthen fest machte.

So oft ihm eine solche Arbeit glückte, hatte er eine unaussprechliche Freude darüber. Da pflegte er zu sich selbst zu sagen: O was bin ich doch in meiner Jugend für ein Thor gewesen, daß ich meine meiste Zeit mit Müssiggang zugebracht habe! Wenn ich jetzt in Europa wäre, und hätte alle die Werkzeuge, die man da so leicht haben kann, o was wollte ich nicht alles damit ausrichten! und was würde mir das nicht für Freude seyn, wenn ich die meisten Dinge, die ich nöthig habe, selbst mit eigner Hand verfertigen könnte!

Da es noch nicht gar spät am Tage war, beschloß er ein Netz zu stricken, und aus dem Netz eine Art von Jägertasche zu machen, damit er dasjenige einschieben könnte, was er ungefähr von Lebensmitteln auf der Reise finden möchte. Er spannte daher die Fäden an zwey Bäumen, die über Ellenweit von einander stunden, aus, und brachte glücklich ein Netz zu Stande, welches er durch Hilfe eines kleinen Strickes an den obersten Enden befestigen und um den Hals hatte hängen können. Vol.

Voller Freude über den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen konnte er fast die ganze Nacht hindurch nicht schlafen.

Robinson konnte kaum den Tag erwarten; er stund noch eher auf als die Sonne, und machte sich zu seiner Reise fertig. Er hieng die Tasche um; gürtete einen Strick um seinen Leib, steckte sein Beil, statt eines Degens, daran, nahm den Sonnenschirm auf seine Schulter, und wanderte darauf getrost fort.

Es war ein reitzender Morgen. Die Sonne stieg eben in ihrer ganzen Klarheit, wie aus dem Meer hervor, und vergoldete die Gipfel der Bäume. Tausend kleine und große Vögel von wunderbaren Farben sangen ihr Morgenlied, und freueten sich des neuen Tages. Die Luft war so rein und so erquickend, als wenn sie erst jetzt von Gott wäre erschaffen worden, und aus den Kräutern und Blumen duftete der süßeste Wohlgeruch empor.

Auch Robinsons Herz ward voll Dankbarkeit gegen Gott. Er vermischte seine Stimme mit dem Gesang der Vögel, und sang laut das schöne Morgenlied:

Der Tag ist da, und weg die Nacht,
Ich bin und lebe noch!
Der Gott, der wieder Tag gemacht,
Wie gütig ist er doch!

Wer

Wer sorgt für uns zu aller Zeit?
  Wer gönnt zu Nachts uns Ruh?
Wer schenckt den Müden Munterkeit?
  Wer, o mein Gott, als du?

Du machst, daß wir uns wieder sehn,
  Du weckest Leib und Geist;
Du bist, der auf und niedergehn
  Die Sonne täglich heißt.

Du beßter Gott! durch den ich bin,
  Der täglich mich erhält;
O schenke mir den rechten Sinn,
  Zu thun, was dir gefällt.

An meine Arbeit will ich nun
  Mit Lust und Freude gehn;
Man soll mich allzeit Gutes thun,
  Nie bös und müßig sehn.

O laß mich gut und liebreich stets
  Du Gott voll Liebe, seyn!
Dir, Jesu! Hörer des Gebeths,
  Dir glaub ich: ich bin dein!

Du bist mein lieber Gott! bey mir,
  Wenn ich dich schon nicht seh;
Du siehst und hörst mich dort und hier
  Ich sitze oder geh.

Wenn ich mit freudevollem Trieb
  Das Gute lern und thu,
So bin ich Gott und Menschen lieb,
  Und hab im Herzen Ruh.

Robinson war war schon ziemlich weit gekommen, ohne etwas zu finden, das ihm tau-

gen möchte. Endlich fiel ihm ein Gewächs in die Augen, welches kleine grünlichte Aepfel, an der Wurzel aber im Boden allerley kleine und große Knollen hatte. Er biß darein; aber das Gewächs war hart und ohne Geschmack. Ungeacht dessen steckte er einige dieser Knollen in seine Jagdtasche; denn er dachte so bey sich: Es kann eine Sache zu was gut seyn, wenn man schon nicht gleich ihren Nutzen einsieht.

Marianne. Nicht wahr, Vater, diese Knollen waren Erdäpfel?

Vater. Ja, die warens. Die Erdäpfel, oder die Kartoffeln sind eigendlich in Amerika zu Haus; von Amerika hat man sie nach England, und aus England zu uns ins Deutschland gebracht. Vor achtzig Jahren hat man in Deutschland von Erdäpfeln nichts gewußt.

Robinson gieng nun weiter. Endlich kam er an einen Bach, wo er seine Mittagmahlzeit verzehren wollte. Hier setzte er sich unter einen schattigten Baum, und fieng schon an, nach Herzenslust zu schmausen, als er plötzlich durch ein fernes Geräusch entsetzlich erschreckt ward.

Er sah ängstlich herum, und bemerkte endlich eine ganze Heerde — wilder Thiere, die viel Gleichheit mit unsern Schafen hatten, mit dem Unterschied, daß sie einen hohen Rücken trugen, und dadurch einem Kamel ähnlich waren. Im übrigen sind sie nicht größer als ein Schaf. Die Amerikaner haben dieses Thier zahm gemacht, und brauchen es, wie einen kleinen Esel, zum Last-

Lasttragen. Von der Wolle können sie sich Zeug zu Kleidern machen. Man heißt dieses Thier Lama.

Robinson erschrack nicht lang an diesen Thieren, sondern, da er sie herankommen sah, bekam er einen starken Appetit nach einem Stück Braten, wovon er schon in so langer Zeit nichts gekostet hatte. Er stellte sich daher mit seinem steinernen Beil hart an den Baum, und hoffte, eines derselben mit dem Beil zu treffen, wenn es nahe bey ihm vorbey kommen würde.

Es geschah. Diese sorglosen Thiere sind hier in ihrer Ruhe vermuthlich nie gestört worden. Daher giengen sie auch bey dem Baum, hinter welchem Robinson sich versteckt hatte, ohne alle Furcht vorbey zum Wasser. Ein Junges kam ihm so nahe, daß er es erreichen konnte. Dem schlug er sein Beil so nachdrücklich an den Kopf, daß es augenblicklich todt zur Erde stürzte.

Aber in dem Augenblick, da er das junge Lama erschlagen hatte, fiel ihm erst die Frage ein: wie er wohl das Fleisch werde zurichten können?

Marianne. Hätte ers denn nicht braten oder sieden können?

Vater. Das hätte er gerne gethan: aber zum Unglück fehlte es ihm an allem, was er dazu nöthig hatte. Er hatte keinen Hafen, und keinen Bratspieß, und was das schlimmste war, — er hatte nicht einmal Feuer.

Joseph. Kein Feuer? — O da hätte er ihm nur eines schlagen dürfen!

Vater. Glaubs schon mein Kind! wenn er nur Stahl und Zunder, Feuerstein und Schwefelhölzer gehabt hätte! Aber von allem diesem hat er gerade gar nichts gehabt. Das einzige Mittel wäre gewesen, daß ers gemacht hätte, wie es die Wilden machen. Diese nehmen zwey Stücklein trockenes Holz, und reiben es so lang an einander, bis sie heiß werden, und endlich in den Brand kommen. Nach langem Nachdenken ist dieß auch dem Robinson eingefallen.

Er trug also das getödtete Lama nach Hause, und, da er auf dem Wege glücklicher Weise acht schöne Zitronen-Bäume antraf, hob er die reifen Früchte sorgfältig auf, und merkte sich den Platz, wo diese Bäume standen. Zu Haus zog er dem Lama das Fell ab, spannte es an der Sonne aus, und ließ es trocknen. Denn, weil seine Schuhen und Strümpfe anfiengen zu reißen, so war er gesinnt, sich von dem Felle Schuh-Sohlen zu machen, und sie unter die Füsse zu binden, damit er nicht ganz barfuß gehen müßte.

Nachdem er sich ein Hinterviertel zum Braten abgeschnitten hatte, war das erste, sich einen Bratspieß zu machen. Hiezu brach er einen geraden dürren Stecken ab, und spitzte ihn an dem einen Ende zu. Alsdann suchte er ein paar gabelförmige Aeste aus, welche dem Bratspieß zur Stütze dienen sollten. Nachdem er diese, gegen einander über, in die Erde geschlagen, steck-

steckte er den Braten an den Spieß, legte ihn dann in die Gabeln, und freute sich nicht wenig, da er sah, wie gut er sich umdrehen ließ.

Nun fehlte nur noch das Nöthigste von allem, nämlich das Feuer. Er wollte durch Reiben Feuer bekommen. Darum haute er von einem dürren Stamm zwey Hölzer ab, und setzte sich sogleich in Arbeit. Er fieng an zu reiben, und rieb, daß ihm der Schweiß in großen Tropfen vom Gesicht lief. Aber alles wollte ihm nicht gelingen. Denn, wenn das Holz schon so heiß geworden war, daß es rauchte, so war er so matt, daß er nothwendig einige Augenblicke einhalten mußte, um neue Kräfte zu sammeln: aber dabey kühlte das Holz wieder ab, und seine vorige Arbeit war vergeblich gewesen.

Hier hat er wieder recht lebhaft empfunden, wie elend und hilflos man ist, wenn man allein ist, hingegen wie glücklich diejenigen sind, die in der Gesellschaft anderer Menschen leben. Hätte er nur einen einzigen Gehilfen gehabt, der fortgefahren hätte zu reiben, wenn er müd war, so würde er gewis das Holz haben entzünden können. So aber war es ihm unmöglich. Zwar können die Wilden Feuer machen durch das Reiben; Aber das macht, daß sie es besser verstehen, wie man das Ding angreifen muß. Sie nehmen nämlich zweyerley Holz, ein weiches und ein hartes, und reiben das harte mit so großer Geschwindigkeit auf dem weichen, daß das weiche sich entzünden muß. Oder sie machen in das

eine Holz ein Loch, stecken das andere darein, und drehen dieses zwischen ihren Händen so geschwind und unaufhörlich herum; daß es anfängt zu brennen.

Davon wußte nun Robinson nichts; und also wollte es ihm damit nicht gelingen

Traurig und voller Unwillen warf er endlich beyde Hölzer weg. Da ihm aber der Mund immer noch nach dem schönen Braten wässerte, fiel ihm endlich ein Mittel ein, wie er das Fleisch auch ohne Feuer ziemlich mürb, machen könnte. Nämlich er holte zwey breite und platte Steine, Zwischen diese legte er ein Fleisch, worinn kein Bein war, und fieng an, mit seinem Schlägel ohne Unterlaß auf den obern Stein zu schlagen. Er hatte dieses kaum zehn Minuten fortgesetzt, so fieng der Stein an, heiß zu werden. Desto munterer schlug er darauf los, und, ehe eine halbe Stunde verstrich, war das Fleisch, sowohl von der Hitze des Steines, als vom unaufhörlichen Schlagen so mürbe geworden, daß es vollkommen eßbar war.

Freylich schmeckte es nicht völlig so gut, als wenn es ordentlich wäre gebraten worden; aber für Robinson, der schon lange kein Fleisch gegessen hatte, war das ein delikater Leckerbissen. Um den Wohlgeschmack dieser Speise noch mehr zu erhöhen, drückte er Zitronen-Saft darauf, und nun that er eine Mahlzeit, dergleichen er lange nicht gethan hatte. Er vergaß auch nicht, dem Geber alles Guten für diese neue Wohlthat

thät recht inniglich zu danken. O da dachte er viel tausendmal an seine vorigen Tage, wie er oft aus lauter Uebermuth die beßten Speisen verachtet hat: jeßt merkte er erst, wie muthwillig es ist, wenn man eine gesunde Speise verachtet, und wie viel Ursache man hat, Gott für jede Speise zu danken, die er uns zuschickt.

Nach dem Essen ward beschlossen, den Tag darauf recht viele Lamas zu fangen oder todt zu schlagen, um sich auf den Winter mit Fellen zu versorgen.

Er legte sich zu Bette, und ein sanft erquickender Schlaf belohnte ihn reichlich für jede überstandene Mühe des Tages.

Robinson schlief dießmal weit in den Tag hinein. Da er erwachte und zu seiner Höhle hinausgehen wollte, trieb ihn ein gewaltiger Platzregen zurück, der immer heftiger herabstürzte. Dabey blitzte es so stark, daß seine Höhle im Feuer zu stehen schien; vom entsetzlichen Krachen des Donners zitterte die Erde, und von den Bergen kehrte ein vielfacher Wiederhall zurück.

Weil Robinson schlecht erzogen war, fürchtete er sich vor dem Donnerwetter. Aber das war sehr ungescheid auf ihn. Vermuthlich fürchtete er sich darum, weil der Blitz zuweilen zündet, auch wohl dann und wann einmal einen Menschen tödtet. Aber das geschieht so selten.

Joseph. Und wenns geschieht, so kommt man ja geschwind von der Welt; und wenn man todt ist, so kommt man ja zum lieben Gott.

Marianne. Und wenn ein Donnerwetter ist, so kühlt sich die heiße Luft ab, und wird so rein darnach! Und die Gewitter machen, daß auf dem Feld und in den Gärten alles noch einmal so gut wächst; da werden dann Menschen und Thiere, Bäume und Pflanzen so angenehm erquickt.

Vater. Habt recht, meine Kinder! die Donnerwetter sind eine wahre Wohlthat Gottes. Das wußte aber Robinson nicht.

Er saß dann in einem Winkel seiner Höhle voller Angst. Endlich da das Gewitter nachzulassen schien, und er eben im Begriff war, sich auf den Weg zu machen, schlug plötzlich der Blitz mit entsetzlichem Krachen in den Baum, der über seiner Höhle stand, und zerschmetterte ihn. Robinson stürzte hin wie ein Todter; Sehen und hören vergieng ihm, und er bildete sich ein, er wäre selbst erschlagen worden.

Lang blieb er liegen, ohne seiner selbst bewußt zu seyn. Endlich da er merkte, daß er noch lebte, richtete er sich wieder auf. Da der Regen völlig nachgelassen hatte, und auch kein Donner mehr gehört wurde, so wagte ers endlich, hinauszugehen. Und was erblickte er nun?

Er erblickte etwas, welches ihn auf einmal mit Dank und Liebe gegen Gott erfüllte. Nämlich

lich der Stamm des Baumes, den der Wetterschlag getroffen hatte, stund in lichten Flammen. So war also seinem größten Bedürfniß auf einmal abgeholfen, und so hat die göttliche Vorsehung gerade zu der Zeit am sichtbarsten für ihn gesorgt, da er sich einbildete, daß sie ihn verlassen habe!

Mit unaussprechlichen Empfindungen der Freude und der Dankbarkeit hebte er seine Hände gen Himmel auf, und dankte unter vielen Freudenthränen dem guten und lieben Vater der Menschen, der auch bey den schrecklichsten Begebenheiten, die er zuläßt, allzeit die weisesten und liebvollsten Absichten hat. O da schämte er sich ins Herz hinein über seine vorige Kleinmüthigkeit, und beschloß bey sich, nicht mehr zu murren über das, was Gott thut.

Er hat jetzt also Feuer bekommen, ohne daß es ihn die geringste Mühe gekostet hat; und er brauchte nichts mehr, als das Feuer nicht erlöschen zu lassen.

Der unterste Theil des brennenden Stammes, an welchem seine Strickleiter hieng, war noch unverletzt. Er stieg also sicher hinauf. Dort nahm er einen Feuerbrand, stieg mit demselben wieder zu seiner Wohnung hinunter, und machte daselbst vor der Thür ein lustiges Feuer an. Dann kletterte er wieder zu dem brinnenden Stamm hinauf, und löschte dasselbe Feuer aus.

Nun bereitete er seinen Braten, der seit gestern noch am Bratspies steckte. So oft er das

Feuer ansah, erfreute sich sein Herz. Er sah es als ein theures Geschenk Gottes an, welches ihm vom Himmel herabgesendet worden ist und dankte allemal Gott dafür

Er salzte den Braten mit Meerwasser, und wendete ihn fleißig ums Feuer. Als er genug gebraten war, o was für eine Freude hatte er nicht, als er das erste Stück davon abschnitt, und den ersten Bissen davon in den Mund steckte. Diese Freude mag derjenige beschreiben, der auch so wie Robinson, in vier Wochen keine ordentliche Speise in den Mund gebracht, und alle Hoffnung schon aufgegeben hat, eine solche seiner Lebtage wieder zu genießen.

Nun war die große Frage: Wie er verhüten sollte, daß das Feuer niemals wieder ausgehe. Außerhalb der Hütte war das Feuer nicht versichert, weil ein plötzlicher Regenguß dasselbe hätte auslöschen können, und innerhalb seiner Höhle hätte er es ebenfalls nicht haben können, weil er vor Rauch hätte ersticken müßen. Was Raths dann?

Er besann sich hin und her. Bald hat er sich die Stirne gerieben, als wenn er einen guten Einfall herausreiben wollte; bald ist er mit unterschlagenen Händen in seinem Vorplatz auf und nieder gegangen und hatte lang nicht gewußt, was er machen sollte.

Aber die Noth ist erfinderisch; und da weiß man alles zu benutzen. Neben seinet Höhle ragte aus der Felsenwand ein so großer dicker Stein her=

hervor, daß es unter diesem Stein auch beym größten Regen so trocken blieb, als wenn ein ordentliches Dach darüber gewesen wäre. Seine Augen fielen von ungefähr auf diese Felsenwand, und in dem Augenblick wußte er, was er zu thun habe. Er bemerkte, daß dieser Platz ihm zu einer ordentlichen Ruhe dienen könnte.

Weil es stark geregnet hatte, und die Erde weich war, so hat er so viel leimichte Erde ausgestochen, daß er damit wie mit Backsteinen eine ganze Mauer aufführen und dieselbe mit seinem Messer glatt hatte schneiden können.

Mit dieser Arbeit fuhr er auch morgen fort, und weil die muntere Arbeit ihm viel Appetit machte, so hatte er nebst einer Kokus-Nüsse den übrigen Rest seines Bratens verzehrt.

Die Mahlzeit war herrlich! — Ach! seufzete Robinson mit freudigem, aber auch wehemüthigem Herzen. — Ach! wie glücklich wäre ich jetzt, wenn ich nur einen einzigen Freund, nur irgend einen Menschen, und wenn er auch der armseligste Bettler, zum Gesellschafter hätte, zu dem ich sagen könnte, daß ich ihn lieb habe, und der mir wieder sagen konnte, daß er mich auch liebe: Oder wenn ich nur so glücklich wäre, daß ich einen Hund oder eine Katz, oder ein heimisches Thier hätte, dem ich Gutes erzeigen könnte, daß es mich auch wieder lieben möchte. Aber ganz allein seyn, von allen lebendigen Geschöpfen ganz abgesondert leben!

Bey diesen Worten rollte ihm eine wehemüthige Thräne über seine Wangen. Jetzt

Jetzt dachte er viel hundertmal an die Zeit, da er mit seinen Brüdern und andern Kameraden oft in Unfrieden und Zänkerey gelebt hatte. O wie reuete ihn dieses! Ach! dachte er, wie wenig habe ich damals zu schätzen gewußt, wie viel ein Freund werth ist, und wie nothwendig es ist, einander zu lieben, wenn wir glücklich leben wollen! O wenn ich doch jetzt wieder in meine jungen Jahre zurückgesetzt würde, wie freundlich, wie dienstlich und nachgebend wollte ich mich gegen meine Brüder, und andere Kinder betragen! Wie gern wollte ich kleine Beleidigungen übertragen, und wie wollte ich durch Güte und Freundlichkeit machen, daß alle Menschen mir gut seyn müßten! Ach Gott! warum habe ich das Glück der Freundschaft nicht ehnder zu schätzen gewußt, als bis es für mich ist verloren gewesen, — und ach! auf immer verloren!

Da Robinson am kühlen Abend immer mit der Spate fortfuhr, Erde aus seiner Küche auszugraben, stieß er plötzlich auf etwas Hartes, daß sein Spaten beynahe zerbrochen wäre. Er glaubte, es sey ein Stein: aber wie erstaunte er nicht, da er den Klumpen heraushob, und nun sah, daß er — pur Gold war.

Joseph. Ey, da hat er doch auch einmal ein rechtes Glück gehabt.

Vater. Ein recht großes! Der Klumpen Gold war so dick, daß man wohl für hundert tausend Thaler Münze hätte schlagen können. Nun war er auf einmal ein steinreicher Mann!

Um

Um dieses Geld hätte er sich alles anschaffen können. Er hätte sich können einen Pallast bauen, Kutschen und Pferde kaufen, Bediente und Laufer anstellen.

Mariane. Ja; wo wollte er aber das herkriegen auf seiner Insel? da war ja keiner, der etwas zu verkaufen hatte?

Vater. Wohl wahr. Eben dieses fiel auch dem Robinson im Augenblick ein. Anstatt sich über den gefundenen Schatz zu freuen, hatte er ihn verächtlich mit dem Fuße fortgestoßen und gesagt: „Da liege du elender Klumpen, wornach die Menschen so begierig zu seyn pflegen. Was nützest du mir? hätte ich dafür ein gutes Stück Eisen gefunden, daß ich mir eine Axt oder ein Messer daraus hätte schmieden können! Wie gern gäb ich den ganzen Klumpen hin für eine handvoll eiserne Nägel, oder für irgend ein nützliches Werkzeug!“

Und so ließ er den ganzen kostbaren Schatz liegen, ohne daß er ihn mehr vom Boden aufhebte.

Der Tag neigte sich, und, nachdem Robinson zu seinem Feuer einige Holzstücke zugelegt hatte, wo es langsam fortbrinnen konnte, legte er sich, nach einem dankbaren Abendgebethe, schlafen.

Weil die Hitze auf Robinsons Insel bey Tag recht unerträglich war, so hat er nothwendig den frühen Morgen und den Abend nutzen müßen,

wenn

wenn er eine Arbeit hat wollen zu Stand bringen. Er stund also noch vor Aufgang der Sonne auf, legte neues Holz an sein Feuer, und wollte einen andern Braten von seinem Lama an den Spieß stecken. Aber er fand, daß das Fleisch, wegen der schwüligen Hitze schon stinkend geworden war. Er mußte sich also das Fleischessen für dießmal vergehen lassen, und auf Mittel dencken, wie er dasselbe künftig hin länger aufbewahren könnte.

In dieser Absicht gieng er nach dem Ufer, um allda Salz zu holen, und mit demselben das Fleisch einzusalzen. Er wußte, daß nach einer hohen Fluth auch viel Meerwasser auf dem Land zurückbleibt, da trocknet dann die Sonne nach und nach dieß Wasser aus, und was denn an dem Orte übrig bleibt, das ist Salz.

Im Hingehen hatte er noch ein anderes trefliches Nahrungsmittel gefunden, nämlich eine ungeheure Schildkröte; dergleichen es bey uns nicht giebt. Sie mochte leicht hundert Pfund gewogen haben. Robinson lud seinen Fund auf seine Schultern, und schleppte ihn lang am nach Hause. Die obere Schale der Schildkröte war wie eine ordentliche Mulder. Diese, dachte er, will ich anstatt des Zubers brauchen. Darinn salzte er das übrige Fleisch ein, und da ihm zugleich der glückliche Gedanke einfiel, dasselbe im Rauch aufzuhängen, so war er doppelt glücklich.

Aber in diesem Nachmittag hatte er einen Einfall, der alle andere übertraf, die er bisher gehabt hatte. Näm-

Nämlich er wollte zu seiner Gesellschaft und zu seinem Unterhalt einige Stück Vieh einstellen; und diese sollten Lamas seyn, weil er bisher andere Thiere noch nicht gesehen hat. Weil diese ziemlich heimisch und zahm waren, so hoffte er, ein Paar davon lebendig zu fangen.

Joseph. Aber wie wollte Robinson dieses geschickt anfangen?

Vater. Das war nun eben die Frage, die ihn lang und vieles Nachdenken kostete. Aber der Mensch braucht nur eine Verrichtung, die an sich selbst nicht unmöglich ist, so ist seinem Verstand und seinem Fleiße nichts zu schwer. Kein Mensch glaubt, was der Mensch kann, wenn er nur ernstlich will.

Merkt euch dieses, meine Lieben! und verzweifelt nie an dem guten Ausgang einer Arbeit, sie mag so schwer seyn, als sie will; wenn ihr nur entschloßen genug seyd, nicht ehender nachzulassen, als bis ihr sie vollendet habt. Ein anhaltenter Fleiß, ein fortgesetztes Nachdenken und ein ausdaurender Muth hat schon viele Dinge zu Stand gebracht, die man zuvor für unmöglich gehalten hat. Nur allemal frisch und lustig drüber her, so gehts. Daher ist das bekannte Sprüchwort entstanden:

Lust und Lieb' zu einem Ding
Macht alle Müh und Arbeit ring:
Die Arbeit mit Verdruß und Zwang
Thut niemals gut, und dauert nicht lang.

Es mag also die Arbeit bey einem Geschäfte noch so schwer seyn, so laßt euch nur nicht schrecken. Denket allzeit: nach geschehner Arbeit ist die Freud um so viel größer, je mehr man Mühe darauf hat anwenden müßen.

Auch unserm Robinson glückte es bald, ein Mittel auszusinnen, wie er die Lamas lebendig fangen könnte.

Er nahm sich vor, einen Strick so einzurichten, daß er eine Schlinge davon machen könnte. In dieser Absicht drehete er einen ziemlich starken Strick, und in einigen Stunden war die ganze Schlinge fertig. Da versuchte er, ob sie sich gut zuziehen liesse: und es gieng nach Wunsch.

Ehe er sich dann auf die Reise machte, so legte er zuvor einige Erdäpfel in die glühende Asche, um zu sehen, was daraus werden würde. Dann grub er ein kleines Loch in die Erde, welches ihm vor der Hand zum Keller dienen sollte. Darein setzte er das eingesalzene Fleisch, und bedeckte die Oeffnung des Lochs mit Zweigen.

Bald darnach gieng er wieder zum Feuer, um zu sehen, was aus den Knollen geworden ist, die er in die heiße Asche gelegt hatte.

Neue Freude! der harte Knollen war nun recht weich geworden, und, da er ihn aufbrach, stieg ein so angenehmer Geruch davon in seine Nase, daß er keinen Augenblick Bedenken nahm, ihn anzubeißen. Und siehe! der Geschmack davon

von war so lieblich, daß es ihm fast so lieb als Brod war.

Robinson gieng nun vergnügt hin, wo er ein Lama zu erhaschen hoffte. Nach langem Warten sah er die Lamas in der Ferne herbey hüpfen, um aus der Quelle zu trinken. Er stellte sich hinter dem Baum geschwind in Positur, und wartete mit offner Schlinge, bis eines ziemlich nahe kam. Es waren schon viele vorübergegangen, ohne daß er sie erreichen konnte: aber plötzlich kam ihm eines so nahe, daß er nichts brauchte, als ihm die Schlinge an den Hals zu werfen. Er that es, und das Lama war sein.

Es wollte schreyen; aber damit die andern durch das Schreyen nicht scheu wurden, zog er die Schlinge so fest zu, daß dem Thier das Schreyen vergieng.

Das gefangene Lama war eine Mutter zweyer Lämmer. Zu Robinsons größter Freude folgten diese der Alten auf dem Fuße nach, und waren gar nicht scheu. Er streichelte die kleinen lieben Dinger mit der Hand, — und sie — recht als wenn sie ihn bitten wollten, daß er ihre Mutter möchte gehen lassen, — leckten ihm die Hand.

Robinson war hoch erfreut, daß er seinen Wunsch so glücklich erreicht hatte. Er zog das gefangene Thier, so sehr es sich wiedersetzte aus

allen seinen Kräften mit sich fort, und die beyden Lämmer folgten ihm.

Als er damit zu seiner Wohnung kam, band er das alte Lama an einen Baum, und machte in der Eile einen kleinen Stall dafür. Er haute mit seinem steinernen Beil eine gute Anzahl junger Bäume ab, und pflanzte sie so dicht neben einander in die Erde, daß sie eine ziemlich feste Wand machten. Das alte Lama hatte sich indessen vor Müdigkeit niedergelegt, und die Lämmer, die nichts davon wußten, daß sie Gefangene wären, lagen sorglos an ihren Zitzen, und ließen sichs wohl schmecken.

Was das für ein erfreulicher Anblick für unsern Robinson war! Zehnmal ist er still gestanden, hat den lieben Thierlein zugesehen, und hat sich glücklich geschätzt, daß er jetzt wenigst einige lebendige Geschöpfe zu seiner Gesellschaft habe. Von diesem Augenblick an ist ihm sein Leben nicht mehr so einsam vorgekommen. Die Freude, die er darüber hatte, gab ihm so viel Kraft und Munterkeit, daß er in kurzer Zeit einen recht guten Stall zu Stand brachte.

Wie vergnügt er nun war! — o das läßt sich mit Worten nicht beschreiben! Er hatte nicht nur die herzliche Freude, sich in Gesellschaft dreyer Hausgenossen zu befinden, sondern versprach sich noch viele andere Vortheile. Von ihrer Wolle konnte er sich vielleicht mit der Zeit ein Kleid machen lernen, ihre Milch konnte er trinken, und konnte auch Butter und Käse davon machen.

Zwar

Zwar wußte er noch nicht, wie er das Ding alles eigentlich anfangen werde; weil er aber bisher schon oft genug erfahren hat, daß Fleiß und Lust zur Arbeit alles auswirken kann, so hat er an keinem Dinge verzweifelt

Das Lama und die Jungen gewöhnten sich bald an seine Gesellschaft. So oft er nach Hause kam, sprangen sie ihm entgegen, riechten ihn an, ob er ihnen nichts mitgebracht habe, und leckten ihm dankbar die Hand, so oft er ihnen frisches Gras oder Baumreiser gebracht hatte.

Er gewöhnte bald darnach die Jungen von der Muttermilch ab, und fieng an, die Alte zweymal des Tages ordentlich zu melken. Zu Milchgeschirren hatte er Kokusschalen gebraucht, und die Milch, die er theils süß verzehrte, theils saur werden ließ, vermehrte sein Vergnügen um vieles.

Weil er sah, daß er vom Kokusbaum so großen Nutzen ziehe, so hätte er gern mehrere solche Bäume gesehen. Freylich wußte er, daß das Pelzen das beßre und einzige Mittel wäre; aber wie man das eigentlich machen müße, um das hatte er sich niemals bekümmert. Jetzt kam ihm erst wieder die Reue. O, seufzete er oft, wie oft hätte ich in meiner Jugend etwas lernen können, wenn ich nur ein wenig Achtung gegeben hätte auf das, was ich gesehen und gehört habe! wie oft hätte ich mit geringer Mühe den Leuten ihre Künste, oder manches nützliches Ding ablernen können! Hätte ich das Glück, noch ein-

mal jung zu werden, o wie wollte ich da auf alles so fleißig aufmerken, was Menschenhände machen können! Es sollte kein Handwerksmann, kein Künstler seyn, dem ich nicht etwas von seinen Künststücken ablernen wollte.

Aber jetzt halfen ihm diese Klagen nichts mehr. Ohne zu wissen, ob er es recht mache, schnitt er ein paar junge Bäume ab, machte in der Mitte des Stamms einen kleinen Einschnitt, steckte ein junges Reis vom Kockusbaum darein, und verband den Ort, wo der Einschnitt war, mit Bast, und erwartete mit Ungeduld den Erfolg davon. Aber auch dieses hatte ihm gelungen. Nach einiger Zeit fiengen die gepelzten Reiser an zu grünen, und er hatte also das Mittel glücklich gefunden, sich nach und nach einen ganzen Wald von Kokusbäumen zu ziehen.

Das alte Lama und ihre Jungen waren in kurzer Zeit so zahm geworden, wie bey uns die Hunde sind. Er hatte sie ordentlich abgerichtet, alles zu tragen, was ihm selbst zu tragen zu schwer war. Da es ihm gleich anfangs gelungen war, einen Sonnenschirm zu flechten, so entdeckte er mit anhaltendem Fleiß immer einen Kunstgrif nach dem andern, bis er endlich so geschickt wurde, auch einen ziemlich festen Korb zu machen. Solcher Körbe hatte er drey verfertiget. Diese band er mit einem Stock zusammen, und legte sie dem Lama auf den Rücken, und zwar so, daß von jeder Seite desselben ein Korb hinabhieng.

Ro=

Robinson war nur noch hauptsächlich mit der Maurer-Arbeit beschäftigt, wozu er die leimichte Erde mit seiner Grabe ausgestochen, und die Schollen an der Sonnenhitze hatte trocknen lassen, um zwey gute Seitenmauren seiner Küche aufzuführen.

Allein bald ereignete sich ein schrecklicher Zufall, welcher ihm einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung machte.

Es war Nacht, und Robinson lag ruhig auf seinem Lager, und die treuen Lamas zu seinen Füßen. Der Mond stund in seiner ganzen Herrlichkeit am Himmel; die Luft war rein und stille, und ein tiefes Schweigen herrschte durch die ganze Natur.

Auf einmal erzitterte die Erde auf eine ungewöhnliche Weise, und unter der Erde wurde ein so entsetzliches Brüllen und Krachen gehört, als wenn hundert Donnerwetter auf einmal losgebrochen wären. Robinson erwachte mit Schrecken und fuhr auf, ohne zu wissen, wie ihm geschehe, und was er thun wollte. In dem Augenblick erfolgte ein schrecklicher Erdstoß nach dem andern; das fürchterliche unterirdische Getöse dauerte fort; es erhob sich zu gleicher Zeit ein heulender Sturmwind, welcher Bäume und Fel'en niederriß, und das brausende Meer bis auf den tiefsten Abgrund durchwühlte. Die

ganze Natur schien in Aufruhr zu seyn, und sich ihrem Ende zu nahen.

In wahrer Todesangst sprang Robinson aus der Höhle auf seinen Hofplatz, und die erschrockenen Lamas thaten ein gleiches. Kaum waren sie heraus, so stürzten die Felsenstücke, die ober der Höhle waren, auf seine Lagerstätte herunter. Robinson, von Angst beflügelt, floh durch die Oeffnung, die er in seinem Hofraum gelassen hatte, und die Lamas liefen ihm ängstlich nach.

Sein erster Gedanke war, auf den nächstgelegenen Berg zu lauffen, wo oben eine nackende Ebene war, um nicht von einstürzenden Bäumen erschlagen zu werden. Da er eben dahin laufen wollte, so sah er plötzlich mit Erstaunen und Schrecken, daß eben auf jener Ebene sich ein weiter Schlund eröffnete, aus welchem Rauch und Flammen, Asche, Steine, und andere glühende Materie, die man Lava nennt, herausfuhren. Es war ihm kaum möglich, sich mit der Flucht zu retten, weil die glühenden Steine wie ein Strom herabschoßen, und große Felsenstücke in die Luft flogen, die, wie ein Regen, weit und breit herum geschleudert wurden.

Zu gleicher Zeit hatte ein gewaltiger Wirbelwind eine Menge Wolken dicht zusammen getrieben, und aus dieser stürzte auf einmal eine solche Wasserfluth herab, daß das ganze Land zu einem See ward. Mit genauer Noth rettete Robinson sich auf einen Baum; seine armen Lamas hingegen wurden von der Gewalt

des Wassers fortgerissen. Ach! wie hat ihr klägliches Jammergeschrey sein Herz zerrissen, und wie gern hätte er sie mit Gefahr seines eignen Lebens zu retten gesucht, wenn die schnelle Fluth sie nicht schon zu weit mit sich fortgerissen hätte!

Das Erdbeben dauerte noch einige Minuten fort: dann wurde auf einmal alles stille. Die Winde legten sich; der Feuerschlund hörte nach und nach auf, zu speyen; das unterirdische Getöse schwieg; der Himmel ward wieder heiter, und alles Wasser verlief sich in weniger, als einer Viertelstunde.

Marianne. Ach Gott Lob, daß das vorbey ist! der arme Robinson! und die armen Lamas! Mir ist recht angst gewesen!

Joseph. Aber, Vater, woher kommt dann das Erdbeben?

Vater. In der Erde sind viele große und weite Löcher, wie Keller; die sind voller Luft und Dünste. Dann sind auch allerley Dinge in der Erde, die gerne brennen, nämlich Schwefel, Pech, Harz und dergleichen. Diese fangen zuweilen an, sich zu erhitzen und zu brennen, wenn eine Feuchtigkeit dazu kommt.

Joseph. Eine Feuchtigkeit? Wie kann denn das, was naß ist, etwas anzünden?

Vater. Ganz wohl. Hast du nie gesehen, wenn die Maurer kaltes Wasser auf Kalksteine gießen, wie es sogleich anfängt zu sieden, als wenn

wenn es über dem Feuer stünde; und ist doch kein Feuer da. Sieh, auf gleiche Weise entzünden sich auch die Dinge in der Erde, wenn das Wasser hineindringt: und wenn dann diese brennen, so dehnt sich die Luft, die in den großen Höhlen ist, so gewaltig aus, daß sie keinen Platz mehr darinn hat. Alsdann will sie mit Gewalt herausfahren, und erschüttert also die Erde, bis sie sich endlich irgendwo eine Oeffnung macht. Aus dieser Oeffnung fährt sie alsdann wie ein Sturmwind hinaus, und reißt eine Menge von den brennenden und geschmolzenen Materien mit sich fort, nämlich Steine, Metalle und Harz. Diese ausgeworfene Materie heißt man **Lava.**

Indem **Robinson** von dem Baume, auf den er sich geflüchtet hat, herabstieg, war seine Seele über dieses neue Unglück so betrübt, daß es ihm nicht einfiel, für die abermalige Errettung Gott zu danken. In der That war sein Zustand jetzt wieder so kläglich, als jemals. Seine Höhle, der einzige sichere Aufenthalt, den er bisher hatte, war vermuthlich verschüttet; seine lieben treuen Lamas waren fortgeschwemmt; alle seine bisherigen Arbeiten zerstört, und alle seine schönen Anschläge, die er fürs Künftige gemacht, waren zernichtet. Der Berg hatte zwar aufgehört, Feuer auszuwerfen; aber noch stieg aus dem offnen Schlund ein dicker schwarzer Dampf empor, und es war möglich, daß er von jetzt an ein feuerspeyender Berg blieb. Und wenn das war, wie konnte **Robinson** einen Au-

gen-

genblick ruhig seyn? Mußte er nicht jeden Tag ein neues Erdbeben, und einen neuen Feuer-Auswurf besorgen?

Diese traurigen Gedanken drückten ihn gänzlich nieder. Von Angst und Beklemmung ermattet, lehnte er sich an den Baum, und so blieb er, bis die Morgenröthe den neuen Tag verkündigte. In seine Augen war kein Schlaf, und in seine Seele kein anderer Gedanke gekommen, als die einzige, schwermüthige Frage: Was soll jetzt aus mir werden?

Als das frohe Licht des Tages angebrochen war, machte er sich endlich auf, und gieng mit traurigen Schritten zu seiner verwüsteten Wohnung hin. Wie groß aber war nicht seine Freude, als ihm bey seinem Hofplatz auf einmal seine, — was meynt ihr? — seine geliebten Lamas gesund und munter entgegen sprangen? Anfangs traute er seinen eignen Augen nicht; aber der Zweifel ward ihm bald benommen. Sie kamen herzugerennt, leckten ihm die Hände, und drückten ihre Freude, ihn wieder zu sehen, durch Hüpfen und Blöcken aus; und Robinson erkannte, daß sie sich durch Schwimmen müßten gerettet haben.

In diesem Augenblicke erwachte sein Herz, welches bis dahin ganz erstorben zu seyn schien. Er blickte auf seine Lamas; alsdann zum Himmel; und eine Thräne der Freude, des Dankes, und der Reue über seine Kleinmüthigkeit benetzte seine Wangen. Dann überhäufte er seine wie-

dergefundenen Freunde mit freudigen Liebkosungen, und gieng hin zu sehen, wie es mit seiner Wohnung stünde.

Als er dahin kam, wurde er aufs neue beschämt. Er fand, daß auch hier der Schaden bey weitem nicht so groß war, als er sich in seiner Kleinmüthigkeit vorgestellt hatte. Zwar war die Decke, die aus einem Felsenstück bestand, eingestürzt, und hatte auch das nächste Erdreich mit sich herabgerissen: Aber es schien doch nicht unmöglich zu seyn, allen den Schutt aus der Höhle wieder herauszubringen: und alsdann war seine Wohnung noch einmal so geräumig und bequem, als sie vorher gewesen war.

Hiezu kam noch ein besonderer Beweis der göttlichen Vorsehung. Da nämlich Robinson die Stelle, wo das Felsenstück gehangen war, genauer besichtigte, so fand er zu seinem Erstaunen, daß es überall mit lockerer Erde umgeben gewesen war, und daß es also ganz und gar keine Haltung gehabt hatte. Nichts war also wahrscheinlicher, als daß es über kurz oder lang hätte einstürzen müßen. Das hat nun Gott nach seiner Allwissenheit vorher gesehen, und vermuthlich auch, daß dieses Felsenstück gerade zu einer Zeit einstürzen würde, da Robinson eben in der Höhle wäre. Da nun aber seine weise Güte diesem Menschen ein längeres Leben bestimmte; so hatte er der Erde von Anbeginn der Welt her, eine solche Einrichtung gegeben, daß gerad um diese Zeit auf dieser Insel ein solches Erdbeben

hat

hat entstehen müßen. Also hat auch das unterirdische Krachen und das Heulen des Sturmwindes zu seiner Rettung dienen müßen, so schrecklich es auch in seinen Ohren klingen mußte. Denn wenn das Erdbeben ohne alles Getös entstanden wäre, so würde Robinson vermuthlich nicht davon erwacht seyn, und der einstürzende Felsen würde seinem Leben ein Ende gemacht haben.

Hier sah er nun deutlich, daß Gott alles dieses nicht um ihn zu züchtigen, sondern vielmehr aus milder Fürsorge für ihn veranstaltet habe. Diese glückliche Erfahrung können wir in unserm Leben oft selbst machen. Denn Gott sorgt für uns zu jener Zeit am allermeisten, da wir uns von ihm verlassen glauben: und das wird uns oft zum größten Glück, was wir für das größte Unglück betrachten.

Wenn euch Gott, meine lieben Kinder, ein langes Leben schenkt, so werdet ihr noch allerley Sachen erfahren, die ihr nicht verstehen und nicht fassen könnet. Die Vorsehung Gottes wird euch auf allerley Wege führen; aber wenn ihr auf diese Wege, die sie mit euch gehen wird, recht merken wollet, so werdet ihr bey allen traurigen Begebenheiten diese zwo wichtige Wahrheiten bestättigt finden:

Die erste Wahrheit, daß die Menschen sich das Unglück, welches ihnen begegnet, allezeit größer vorstellen, als es in der That ist.

Die

Die zweyte Wahrheit, daß all unser Leiden uns von Gott aus weisen Ursachen zugeschickt werde, und also am Ende allezeit zu unserm Beßten gereiche.

Diese zwo wichtige Wahrheiten müßen uns in allen Umständen trösten, und in jedem Leiden aufrichten: O ja,

Es lebt ein Gott, der seine Menschen liebt!
Wir sehn's, wohin wir blicken,
Am Nebel, der den Himmel trübt,
Wie an den reinsten Sonnenblicken.
Wir sehn's, wenn Donnerwolken glühn,
Und Berg und Wald bewegen;
Und sehn's, wenn sie vorüber ziehn,
Am sanften lieben Regen.

Robinson, der schon seit einiger Zeit gewohnt war, Gebeth und Arbeit miteinander zu vereinigen, warf sich allererst auf seine Knie, um Gott für seine abermalige Rettung zu danken. Darauf legte er muthig Hand ans Werk, um seine Wohnung vom Schutte zu räumen. Was Erde war, hatte er bald hinausgebracht. Aber das große Felsenstück kostete Mühe und Verstand. Denn ob es schon in zwey Stücke zerbrochen war, so wäre doch eines Menschen Kraft nicht hinlänglich gewesen, ein solches Stück von der Stelle zu bewegen.

Er versuchte, das kleinere Stück fortzuwälzen. Aber vergebens! Er fand, daß diese Arbeit

heit weit über seine Kräfte war. Da stund er also wieder in tiefen Gedanken, und wußte nicht, was er machen sollte.

Joseph. O ich wüßte wohl, was ich gemacht hätte.

Vater. Und was denn?

Joseph. Ich hätte mir einen Grifbaum oder eine lange Hebstange gemacht; die hätte ich unter den Stein gesteckt, und hätte nahe beym Stein unter die Stange einen kleinen Block gelegt: dann hätte ich die Stange so stark, als ich könnte, niedergedrückt; da würde ich den Stein gehebt, und ihn nach und nach mit leichter Mühe fortgewälzt haben.

Vater. Da hast du recht, mein Kind. Da siehst du, wie viel es nützt, wenn man auf alles, was man sieht, fleißig Obacht giebt. Ein aufmerksamer Mensch kann sich in vielen Stücken helfen, wo ein anderer sich nicht zu helfen weis. Jetzt hört, was Robinson gethan hat.

Nach langem Nachdenken fiel ihm endlich eben dieses gute Hilfsmittel ein. Er erinnerte sich, in seiner Jugend bisweilen gesehen zu haben, daß es die Arbeitsleute so zu machen pflegen, wenn sie schwere Lasten bewegen wollen; und sogleich eilte er, den Versuch davon zu machen.

Es gelung ihm. In einer halben Stunde waren beyde Steine, welche vier Menschen mit bloßen Händen nicht von der Stelle gebracht hätten,

ten, aus seiner Höhle hinausgewälzt. Dabey hatte er auch die Freude, zu sehen, daß seine Wohnung noch so geräumig war, als zuvor.

Aus dem feuerspeyenden Berge stieg noch immer ein schwarzer Dampf empor. Er erstaunte über die Menge geschmolzener Materien, die weit und breit herumgeflossen waren, und die sich noch nicht abgekühlt hatten. Da er noch immer in der Arbeit mit seiner Küche beschäftiget war, so hatte eben diese schreckliche Naturbegebenheit ihm einen großen Vortheil verschafft. Denn der feuerspeyende Berg hatte unter vielen andern Dingen auch eine Menge Kalchsteine ausgeworfen. Ordentlicher Weise muß man die Kalchsteine erst in einem Ofen brennen, bevor man gelöschten Kalch daraus machen kann. Aber das war da nicht mehr nöthig, weil der entzündete Berg schon selbst die Stelle eines brennenden Ofens vertreten hatte.

Robinson brauchte also weiter nichts zu thun, als ein Loch in die Erde zu graben, die Kalchsteine hineinzuwerfen, hernach Wasser daran zu gießen, und alles umzurühren. Auf diese Weise wurde der Kalch gelöscht, und zum Mauren brauchbar gemacht. Alsdann vermischte er ihn mit etwas Sand; setzte sich darauf in Arbeit, und hatte Ursach, mit seiner Geschicklichkeit zufrieden zu seyn.

Der Berg hatte indessen aufgehört, zu rauchen, und das unterirdische Feuer war völlig verloschen.

Nun war er bedacht, sich einen Vorrath von Lebensmitteln für den Winter einzusammeln. In dieser Absicht fieng er nach und nach bis auf acht Lamas. Diese schlachtete er alle bis auf einen Bock, den er seinen drey zahmen Thieren zur Gesellschaft leben ließ. Das Fleisch henkte er in seiner Küche in den Rauch auf, nachdem ers vorher einige Tage eingesalzen hatte, weil er sich erinnerte, daß seine Mutter zu Hause es eben so gemacht hatte.

Da hatte er nun einen ziemlichen Vorrath von Fleisch; und doch besorgte er, daß es noch nicht genug seyn möchte, im Fall der Winter ziemlich rauh und anhaltend werden sollte. Er wünschte daher, noch einige Lamas zu fangen. Aber mit der Schlinge wollte es ihm nicht mehr gelingen. Denn die Thiere hatten nunmehr seine Nachstellungen gemerkt, und waren besser auf ihrer Hut. Er mußte also ein neues Mittel ersinnen, sie zu erhaschen.

Auch dieses hat er ersonnen. So unerschöpflich ist der menschliche Verstand, wenn man ihn nur recht üben und brauchen will. Ein Mensch, der mit Ernst nachdenkt, findet hundert Mittel, sich glücklich zu machen, da ein anderer, der zum Denken zu faul ist, oder bald an jeder Sache verzweifelt, kaum eines findet. Robinson hat bemerkt, daß die Lamas, so oft sie ihn bey der Quelle erblickten, allemal in größter Eile über einen kleinen Hügel, und von dort über eine gähe Wand mit einem Satze hinuntersprungen

gen. Diese Beobachtung war ihm schon genug.

Er entschloß sich also, an dieser Stelle eine tiefe Grube zu graben, damit die Lamas, wenn sie von oben hineinspringen, darinn gefangen würden. Sein unermüdeter Fleiß brachte dieses neue Werk seiner Erfindung in anderthalb Tagen zu Stande. Er bedeckte darauf die Grube mit Gesträuß, und hatte den Tag darauf die Freude, zwey ziemlich große Thiere hineinspringen zu sehen, und sie zu fangen.

Nunmehr glaubte er, mit Fleisch hinlänglich versorgt zu seyn. Zum Glück hat ihm auch das Erdbeben einen ordentlichen Keller verschafft. Denn nahe bey seiner Höhle war ein Stück des Berges zwey Klafter tief eingesunken, und dadurch war eine neue Höhle entstanden, die ihm anstatt des Kellers diente. So hatte er nunmehr Wohnung, Küche und Keller dicht nebeneinander, recht, als wenn sie mit Fleiß und durch Kunst so angelegt worden wären.

Nun hatte er noch für den Winter drey wichtige Arbeiten vor sich. Er mußte nämlich Heu für seine Lamas machen, sich mit Brennholz versorgen, und alle Erdäpfel ausgraben, um sie in seinen Keller zu bringen.

Nachdem er über das Heu, welches er in Schobern aufgerichtet, ein Dach gemacht hatte, um dasselbe vor Wind und Regen zu versichern, nachdem genug trocknes Holz eingesammelt, die Erdäpfel ausgegraben, und alle zeitige Zitronen ab-

abgeschüttelt waren, war er für den Winter unbekümmert.

Aber der Winter wollte noch immer nicht kommen, ungeachtet der Oktober schon zu Ende gieng. Statt dessen fieng es an zu regnen, und zwar so unaufhörlich zu regnen, als wenn die Luft in Wasser wäre verwandelt worden.

Joseph. So ists also auf dieser Insel gar nicht Winter geworden?

Vater. Hörst wohl.

Marianne. Das ist aber wunderlich. Wie geht denn dieß Ding zu?

Vater. Ihr wisset, daß die Erde, die wir bewohnen, rund ist, und daß es gegen die Mittagseite allemal wärmer ist, als gegen der Mitternachtsgegend. Je näher man also gegen Mittag zu wohnet, desto wärmer ists. In einer solchen Insel war Robinson. Die Sonnenstralen stachen fast schnurgrad ihm auf den Kopf herab. Und da mußte es natürlich recht heiß seyn. In solchen Ländern friert es nie, man findet allda weder Schnee noch Eis: und die Leute, die dort herum wohnen, können nicht begreifen, was man in andern Ländern unter Schnee und Eis versteht, und können sich kaum einbilden, wie ein Wasser durch Frost und Kälte so hart als ein Stein werden könne. Bey ihnen unterscheiden sich die Jahrszeiten nicht anders, als durch Regen und durch Dürre. Wenn sie ihren Sommer nennen wollen, so sagen sie:

es ist die trockene Zeit; und wenn sie den Winter nennen, so sagen sie: es ist die Regenzeit. Das Regnen dauert hernach unaufhörlich ein paar Monat lang. Ist das vorbey, so kommt wieder der Sommer, das ist, die trockne Zeit, und dauert zehn Monate aneinander.

Robinson, der in seiner Jugend nichts gelernet, und von allem dem nichts gehört hatte, wußte gar nicht, was er davon denken sollte. Ganze vierzehn Tage hatte er keinen Fuß aus seiner Wohnung setzen können, als nach dem Keller, zum Heuschober, und zum Brunnen, um für sich und seine Lamas Lebensmittel und Wasser zu holen. Die ganze übrige Zeit mußte er wie ein Gefangener zubringen.

Ach wie langsam vergieng ihm da die Zeit! Nichts zu thun haben, und ganz allein seyn. — O Kinder! was das für ein Elend ist, das könnet ihr euch gar nicht einmal vorstellen! Hätte ihm Jemand ein Buch, oder Papier, Dinte und Feder schaffen können, gern hätte er für jedes Blatt einen Tag seines Lebens hingegeben. O! seufzete er oft, was war ich in meiner Jugend für ein Thor, daß ich das Lesen und Schreiben für etwas beschwerliches, und das Nichtsthun für etwas Angenehmes gehalten habe! Das langweiligste Buch würde jetzt ein Schatz für mich seyn: ein Blatt Papier und ein Schreibzeug wären mir jetzt ein Königreich!

In dieser Zeit der Langweile zwang ihn die Noth, zu allerley Beschäftigungen seine Zuflucht zu nehmen, die er noch nie versucht hatte. Schon lange hatte er den Gedanken im Kopf, ob es ihm nicht möglich wäre, einen Hafen und eine Ampel zu verfertigen, zwey Dinge, die seinen Zustand ungemein würden verbessert haben. Er lief also im vollen Regen hin, ziemlich viel Hafner-Erde zu holen; und dann legte er Hand ans Werk.

Freylich wollte es nicht gleich damit gelingen; er hat manchen Versuch fruchtlos machen müßen. Aber weil er nichts Besseres zu thun hatte, so machte er sich ein Vergnügen daraus, daß er nur eine Arbeit vor sich hatte, und es verdroß ihn gar nicht, daß er seine Arbeit, so oft sie vollendet und nicht vollkommen war, zerbrechen mußte, um sie wieder von neuem anzufangen. So brachte er einige Tage in angenehmer Geschäftigkeit zu: bis endlich Hafen und Ampel völlig fertig, und so gut gerathen waren, daß es ein Muthwille gewesen wäre, wofern er sie noch einmal zerbrochen hätte. Er setzte sie also an das Feuer hin, daß sie austrockneten: Darnach fuhr er fort, noch andere Töpfe auch Pfannen und Teegel von verschiedener Größe zu formen, und je länger er sich damit beschäftigte, desto größer wurde seine Geschicklichkeit.

Das Regenwetter währte indessen noch immer fort Robinson sah sich also genöthiget, noch andere häußliche Arbeiten auszusinnen, nur

damit er nicht von der entsetzlichen Plage der Langweile gemartert würde. Sein erstes Geschäft war, ein Fischer-Netz zu verfertigen. Weil er sich Zeit genug nahm, und Geduld genug hatte, eine Sache, die das erstemal nicht gelingen wollte, zehnmal und noch öfter zu versuchen, so brachte er endlich ein Netz zu Stande, daß unsern gewöhnlichen Fischernetzen an Güte und Brauchbarkeit wenig nachgab.

Dann gerieth er auf den Einfall, zu versuchen, ob er nicht auch einen Bogen und Pfeile machen könnte? Ey, wie glühete ihm der Kopf, da er diesem Einfall nachdachte, und die großen Vortheile überlegte, die der Bogen ihm verschaffen könnte! Mit ihm könnte er Lamas und Vögel schießen, und, was noch über alles war, so könnte er mit dem Bogen sich in seiner Wohnung vertheidigen, wenn er einst von Wilden sollte überfallen werden.

Er suchte also, trotz Regen und Winde, ein tüchtiges Holz dazu aus, trug es nach Hause, und setzte sich sogleich in Arbeit. Aber ach! wie sehr empfand er jetzt den Mangel eines ordentlichen Messers. Wohl zwanzig und noch mehr Schnitte mußte er jedesmal thun, um so viel abzuschneiden, was wir mit einem stählernen Messer mit einem einzigen Schnitt abgeschnitten hätten. Acht ganze Täge verstrichen über dieser Arbeit, ungeachtet er von Morgen bis Abends ohne Aufhören daran arbeitete. Ich kenne Leu-

te, die so viel Geduld nicht würden gehabt haben.

Joseph. Da meynt der Vater gewiß uns!

Vater. Hasts errathen, mein Joseph! Aber habe ich nicht Recht?

Joseph. Ach ja! Aber künftig will ich auch in Einem fortarbeiten, wenn ich einmal etwas angefangen habe.

Vater. Da thust du auch recht. Robinson wenigst befand sich wohl dabey. Zu seiner unbeschreiblichen Freude ward der Bogen am neunten Tage fertig. Jetzt fehlten ihm nur noch eine Sehne und Pfeile. In Ermanglung der Saiten drehete er einstweilen eine Schnur, und zwar so fest als es ihm nur immer möglich war. Dann schritt er zur Verfertigung der Pfeile.

Hätte er nun ein Stückchen Eisen haben können, um den Pfeilen eine scharfe Spitze anzusetzen; was hätte er nicht darum gegeben! Aber dieser Wunsch war umsonst. — Indem er so überlegte, wodurch er wohl den Mangel der eisernen Spitze ersetzen könnte, fiel sein Blick auf den Goldklumpen. Geh, sagte er, indem er ihn mit dem Fuße auf die Seite stieß, geh, unnützes Ding, und werde Eisen, wenn du willst, daß ich dich in Ehren halten soll! Und so würdigte er ihn ferner keines Blickes mehr.

Nach langem Hin- und Hersinnen fiel ihm endlich ein, einmal gehört zu haben, daß die Wilden sich der Gräten großer Fische, und auch wohl scharfer Steine bedienen, um ihre Pfeile und Spieße zuzuspitzen: und er entschloß sich, sie darinn nachzuahmen. Zugleich faßte er den Vorsatz, auch einen Spieß zu verfertigen.

Er lief nach dem Strande hin, und war so glücklich, einige Gräten und Steine zu finden, just wie er sie wünschte. Dann hieb er eine gerade lange Stange zum Spieße ab, und kehrte vom Regen triefend wieder heim.

In einigen Tagen waren Spieß und Pfeile fertig. An dem Spieß hatte er einen spitzigen Stein, an den Pfeilen starke stachlichte Fischgräten, und an dem andern Ende derselben Federn befestigt, wodurch ihr Flug befördert wird.

Nun machte er einen Versuch mit seinem Bogen. So unvollkommen auch derselbe war; so fand er ihn doch brauchbar genug, Vögel oder andere kleine Thiere damit zu schießen. Mit dem Spieße hatte er noch mehr Ursache, zufrieden zu seyn.

Nachdem er seine Häfen genug ausgetrocknet zu seyn glaubte, setzte er sie recht mitten ins Feuer. Und als er einen nach dem andern wieder herausnahm, so bemerkte er zu seiner größten Freude und Verwunderung, daß einer davon auf dem Boden mit einer ordentlichen Glasur

sur überzogen war. Als er immer über diesen Vorfall und über die Ursache desselben nachdachte, erinnerte er sich endlich, daß in diesem Hafen ein wenig Salz gewesen sey, da er ihn in den Ofen gesetzt hat. Er verfiel also auf die glückliche Vermuthung, daß dieses Salz einzig und allein die Ursache der Glasierung sey. Er wußte wohl, daß er unglasiert weder einen Hafen zum Fleisch kochen, noch seine Ampel zum Lichtbrennen würde haben brauchen können.

Joseph. Hat das aber auch wirklich das Salz gemacht?

Vater. Ja. Was Robinson hier durch unverhofften Zufall entdeckte, hat man in Europa längst gewußt. Das Salz nämlich ist dasjenige, durch dessen Vermischung viele Sachen im Feuer zu Glas werden. Er hätte daher die Häfen nur mit Salzwasser bestreichen dürfen, so würden sie alsobald mit einer Glasrinde überzogen worden seyn. Nun dieses wollte er nächster Tage versuchen.

Joseph. Vater, jetzt wollt ich in Robinsons Stelle seyn.

Vater. Du wolltest das?

Joseph. Ja. Jetzt hat er ja alles, was er braucht! hat Erdäpfel, hat Fleisch und Salz, Zitronen und Fische, Schildkröten und Austern, und kann von der Milch, die ihm die Lamas geben, Butter und Käse machen: hat Bogen und Spieß und eine gute Wohnung; und lebt in ei-

einem so schönen Land, wo es nie Winter wird. Was wollte er denn mehr?

Vater. Robinson wußte das alles zu schätzen und dankte Gott dafür. Und doch, doch hätte er sein halbes künftiges Leben darum hergegeben, wenn ein Schiff gekommen wäre, und hätte ihn wieder in sein Vaterland zurück gebracht.

Marianne. Ja, aber was fehlt ihm dann noch?

Vater. Viel recht viel; ich will nicht sagen, Alles. Es fehlte ihm an dem, ohne welchem keine wahre Glückseligkeit auf Erden möglich ist, nämlich an Gesellschaft, an Freunden, an Geschöpfen seines gleichen, die er lieben, und von denen er wieder geliebt werden könnte. Entfernt von seinen lieben Eltern, entfernt von seinen guten Freunden, die er seiner Lebtag nicht mehr zu sehen hoffte, entfernt von allen Menschen auf der ganzen Erde. — Ach! was hatte ihm da der Ueberfluß an allen irdischen Gütern für eine Freude machen können? Versuchet es nur einmal, meine Kinder! und bleibet nur einen einzigen Tag an einem einsamen Orte allein, wo ihr keinen Menschen und keine Seele sehet oder höret, so werdet ihr beyläufig wissen, was es um das einsame Leben ist.

Aber samt dem fehlte es auch dem Robinson noch an vielen andern Stücken. Denn alle seine Kleider verfielen nach und nach in unbrauchbare Lumpen; und noch wußte er nicht, wie es ihm

ihm möglich seyn würde, neue Kleider zu verfertigen.

Freylich hatte es bereits aufgehört zu regnen, und die Frühlingsluft brachte wieder neues Gras, neue Kräuter und neue Zweige hervor. Aber da kamen auch die großen Stechfliegen, die man Musquitos nennt, wieder. Ihr Stich ist so schmerzhaft, und läßt so schmerzhafte Beulen zurück, wie der Stich einer Biene oder einer Wespe. Sie sind eine große Plage für alle die Leute, die in solchen heißen Ländern wohnen, denn es giebt deren noch dazu überall die Menge. Dem guten Robinson fehlte es an Schuhen und Strümpfen. Beyde waren hin; und die Stechfliegen verfolgten ihn so entsetzlich, daß er vor Schmerzen nicht zu bleiben wußte. Gesicht, Hände und Füße waren ihm oft von den schmerzhaften Stichen aufgeschwollen dergestalt, daß er kaum mehr ein menschliches Ansehen hatte.

Joseph Zu was mag wohl Gott die abscheulichen Ungeziefer erschaffen haben, da sie einen nur plagen?

Vater. Zu was meynst du wohl, daß der liebe Gott mich und dich, und andere Menschen erschaffen hat?

Joseph. Das wir ihn ehren, ihm dienen, und glücklich seyn.

Vater. Und warum hat er gewollt, daß wir glücklich seyn sollten?

Joseph. Darum, weil der liebe Gott so gut ist, und nicht gern allein glücklich seyn will.

Vater. Ganz recht. Aber meynst du nicht, daß das Ungeziefer auch eine Art von Glückseligkeit genießt?

Joseph. O ja! das sieht man, wie sich alle Fliegen und Ungeziefer freuen, wenn die Sonne so warm scheint.

Vater. Ist es dir also nicht begreiflich! warum auch sie von Gott erschaffen sind? Sie sollen sich auf seiner Erde auch freuen, und sollen so glücklich seyn, als sie, ihrer Natur nach, werden können. Ist diese Absicht nicht sehr liebreich, und eines so guten Gottes höchst würdig?

Joseph. Freylich wohl. Aber ich meyne nur, der liebe Gott hätte wohl nur lauter solche Thiere erschaffen können, die keinem etwas zu Leide thun!

Vater. Dieß ist ein läppischer Einfall von dir.

Joseph. Warum?

Vater. Weil dieß die beßte Absicht hat.

Joseph. Wie so?

Vater. Um unsere Geduld zu prüfen. Zudem kann man ja sagen, daß wir Menschen in gewißem Verstande den Thieren schädlicher sind, als selbe uns immer seyn können. Wir

töd=

tödten die Thiere nach Gefallen, bald um ihr Fleisch zu essen, bald um ihre Felle zu bekommen, bald weil sie uns im Wege sind, bald um dieser, bald um jener unerheblichen Ursache willen. Wie viel mehr Recht hätte also das Ungeziefer, zu fragen: Warum hat doch Gott den Menschen erschaffen, der alle andere Thiere plagt, martert und erwürgt? Wir müssen nämlich am Ende bekennen, daß ein Thier wegen dem andern auf der Welt ist, und daß eines vom andern leben muß; der Mensch bisweilen vom Thier, und das Thier bisweilen vom Menschen. Ueberhaupt aber können wir gar vieles auf der Welt noch nicht begreifen, welches wir erst dann recht einsehen werden, wenn wir einst diesen sterblichen Leib ablegen, und wenn unser Geist näher zu Gott kommen wird.

Nun wollen wir wieder zu unserm Robinson zurückkehren.

Die Noth zwang ihn, sich zu helfen, so gut er konnte. Er nahm also die Felle her, und schnitt aus denselben, freylich nicht ohne Mühe, mit seinem steinernen Messer, erst ein paar Schuh, dann ein paar Strümpfe zu. Weil er nicht nähen konnte, mußte er sich begnügen, nur kleine Bindlöcher darein zu machen, um sie durch Hilfe eines gedrehten Fadens an den Füßen fest zu schnüren. Auch das ganze Gesicht war zugedeckt, nur hatte er zwey kleine Löcher für

die

die Augen, und eines für den Mund zum Athem holen, in das Leder eingeschnitten.

Nach dieser Arbeit verfertigte er eine Art von Rock und Hosen, gleichfalls aus Fellen. Aber sein schon halb zerißenes europäisches Kleid hob er auf, mit dem Vorsatz, es sonst nie anzulegen, als an hohen Festtagen, und an den Geburtstägen seiner Eltern, die er als heilige Tage feyerte.

Sein Anzug war nun der sonderbarste von der Welt. Vom Kopf bis zu den Füßen in rauhe Fälle eingehüllt; statt des Degens ein großes steinernes Beil an der Seite; auf dem Rücken eine Jagdtasche, einen Bogen, und einen Bündel Pfeile, in der rechten Hand einen Spieß, der noch einmal so lang war als er selbst, und in der linken einen geflochtenen Sonnenschirm; mit Kokusblättern belegt, und, statt des Hutes, einen spitzig zugehenden Korb, gleichfalls mit rauhen Fellen überzogen. Stellt euch einmal vor, wie das wohl aussehen mußte! Keiner, der ihn so gesehen hätte, würde in diesem wunderbaren Aufzuge ein menschliches Wesen vermuthet haben. Auch hat er selbst über sich lachen müßen, als er diese seine ganze Figur zum erstenmale im Bache gesehen hatte.

Allein während der Zeit wurde er in seiner Arbeit durch etwas unterbrochen, vor welchem ihm schon lang bange gewesen war, nämlich durch eine Unpäßlichkeit.

Er empfand Uebelkeiten, Kopfschmerzen und eine große Mattigkeit in allen Gliedern. Und

nun

Seite 76.

Seite 79.

nun stund ihm der schrecklichste Zustand bevor, in welchen ein Mensch jemals gerathen kann.

„Großer Gott! dachte er, was wird aus mir werden, wenn ich von meinem Lager nicht mehr aufstehen kann? wenn keine mitleidige Hand da ist, die mir auswartet, und mir in meinem Unvermögen zu Hilfe kommt? wenn ich keinen Freund habe, der mir den Todesschweis abwischt, und mir irgend ein Labsal reicht! Großer Gott! was wird aus mir werden?

Er sank, von tiefer Seelenangst überwältiget, mit diesen Worten ohnmächtig zu Boden.

Wenn ihm jemals ein festes kindliches Vertrauen auf die Vaterliebe Gottes nöthig gewesen, so war es jetzt. Aller menschlichen Hilfe beraubt, von seinen eignen Kräften verlassen; was blieb ihm nun übrig in seinem Elend? Gott, Gott allein; sonst Niemand auf der ganzen Welt.

Er lag, und rang mit Todesangst. Seine Hände waren fest in einander geklammert; und unfähig zu reden, unfähig zu denken, heftete er seine starren Blicke an den Himmel.

Aber die Angst ließ ihn nicht lange ruhen. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen, um das Nöthigste zu seiner Verpflegung neben sein Lager zu tragen, damit er, wenn er einmal nicht mehr aufstehen könnte, doch nicht ganz ohne Erquickung wäre. Mit großer Beschwerlichkeit trug er ein paar Kokusschalen voll Wasser herbey, die er neben sein Lager setzte. Dann legte er einige

nige gebratene Erdäpfel und vier Zitronen, die ihm noch übrig waren, dazu, und sank ohnmächtig darneben auf sein trauriges Krankenlager.

Hätte es dem lieben Gott gefallen, ihn da sogleich sterben zu lassen, ach, wie gern, wie gern wäre er gestorben! Er wollte zwar Gott um den Tod bitten; aber bald darauf besann er sich wieder, daß dieses Gebeth nicht recht sey. Ich bin Gottes Kind, dachte er, und er ist mein lieber Vater. Er weißt, was mir gut ist. Ich darf ihm also nicht vorschreiben, was er mit mir thun soll. Er wird es so mit mir machen, wie er weis, daß es mir am beßten ist. Er ist der Helfer in allen Nöthen; er wird mir helfen, wird mir helfen durch das Leben oder Tod.

Mit diesen Worten ermunterte er sich, richtete sich ein wenig in die Höhe, so gut er konnte, und bethete mit heißer Innbrunst seines Herzens also: Ich übergebe mich dir, mein Vater! ich übergebe mich ganz deiner väterlichen Führung! mache es mit mir nach deinem Wohlgefallen! Ich will gern leiden, was du mir zuschickst, und du wirst mir Kräfte genug dazu verleihen: O verleihe sie mir, mein Vater! dieß ist alles, um was ich dich bitte; verleihe mir Geduld in meinem Leiden, und Vertrauen auf dich: O erhöre diese Bitte, diese einzige Bitte deines armen leidenden Kindes, um deiner Liebe willen!

Jetzt überfiel ihn ein heftiges Fieber. Ungeachtet er sich ganz und gar mit Fellen bedeckte, so konnte er sich doch nicht erwärmen. Dieser Frost dauerte wohl zwo Stunden; dann wechselte er mit Hitze ab, die wie ein brennendes Feuer durch alle seine Adern lief. Seine Brust flog vom heftigen Schlagen des Herzens auf und nieder, wie bey einem Menschen, der sich außer Athem gelaufen hat. In diesem schrecklichen Zustand hatte er kaum so viel Kraft übrig, die Kokusschale mit dem Wasser nach dem Mund zu führen, um seine brennende Zunge zu kühlen.

Endlich drang der Schweiß in großen Tropfen hervor; und dieß verschaffte ihm einige Linderung. Nachdem er über eine Stunde im Schweiß gelegen war, kam er wieder zu sich selbst. Da fiel ihm der Gedanke ein, daß sein Feuer ausgehen würde, wenn er nicht neues Holz zulegte. Er kroch also, so matt er auch war, auf allen Vieren hin, und warf so viel Holz auf den Herd, als nöthig war, um bis morgen zu brinnen. Denn die Nacht war schon angebrochen.

Diese Nacht war die traurigste, die er je erlebt hatte. Frost und Hitze wechselten ohne Unterlaß miteinander ab; die heftigsten Kopfschmerzen hörten gar nicht auf; und kein Schlaf kam in seine Augen. Dadurch wurde er so entkräftet, daß er am andern Morgen kaum wieder

zum Holz hinkriechen konnte, um das Feuer zu unterhalten.

Gegen Abend nahm die Krankheit aufs neue zu. Er wollte abermal zum Feuer kriechen. Aber das war ihm dießmal unmöglich. Er mußte es also ausgehen lassen; ja er kümmerte sich wenig mehr darum, weil er gewiß hoffte, daß es nicht lange mehr mit ihm dauren würde. Er glaubte auch wirklich die Annäherung des Todes zu empfinden, und die Freude darüber machte ihn stark genug, sich noch durch ein frommes Gebeth zu seiner großen Reise vorzubereiten.

Er bath Gott noch einmal demüthig um Vergebung seiner Sünden. Alsdann dankte er ihm für alle Güte, die er ihm unwürdigen Menschen, sein ganzes Leben hindurch erwiesen hat. Besonders aber dankte er ihm für die Trübsalen, die er zu seiner Beßerung ihm zugeschickt hat, und die er erst jetzt recht deutlich erkannte, daß sie ihm nutz gewesen waren. Zuletzt bath er noch um Trost und Segen für seine armen Eltern; dann empfahl er seine unsterbliche Seele in die ewige Vaterliebe seines Gottes; — legte sich hierauf, und erwartete den Tod mit freudiger Hoffnung.

Die letzte Stunde schien auch mit starken Schritten sich zu nähern. Die Aengsten nahmen zu; die Brust fieng an zu röcheln, und das Athemholen wurde ihm immer schwerer. Er bekam Verzuckungen, neigte sein Haupt, und hörte auf, sich seiner bewußt zu seyn.

Die Kinder schwiegen eine gute Weile. Endlich sagte mit einer wehemüthigen Empfindung

Marianne. Der arme, gute Robinson!

Joseph. Gott Lob! daß er nun von allen seinen Leiden befreyt ist!

Marianne. Lieber Vater! Robinson wird ja doch wohl nicht todt seyn; wir haben schon ein paarmal geglaubt, er wäre todt, und doch lebte er noch.

Vater. Höre nur. Robinson kriegte, wie wir schon gehört haben, Verzuckungen; neigte sein Haupt, und hörte auf, bey sich selbst zu seyn. Er war nicht todt, sondern nur von einer starken Ohnmacht überfallen.

Ueber eine gute halbe Stunde lag er so da, und war ganz von Sinnen. Endlich, — wer hätte es wohl gedacht! — fieng er an, wieder zu sich selbst zu kommen. Mit einem tiefen Seufzer holte er wieder Athem.

Die Kinder. O das ist gut, daß er noch nicht todt ist!

Vater. Alsdann schlug er seine Augen auf, blickte herum, als wenn er sehen wollte, wo er wäre. Denn wirklich war er in diesem Augenblick selbst im Zweifel, ob er noch am Leben wäre oder nicht. Endlich sah er sich überzeugt, daß er noch lebendig wäre. Aber daran

fand er damals wenig Freude, weil der Tod ihm lieber, als das Leben gewesen wäre.

Er merkte an sich eine große Mattigkeit, aber keine sonderliche Schmerzen. Statt der trocknen und brennenden Hitze, die er vorher empfunden hatte, floß ein starker Schweiß aus allen seinen Gliedern, der ihm in Zeit einer halben Stunde große Erleichterung verschaft hatte.

Aber jetzt quälte ihn der Durst auf die empfindlichste Weise. Das übrige Wasser war nicht mehr zum Trinken; zum Glücke erinnerte er sich an die Zitronen. Mit vieler Mühe biß er endlich einige an, und genoß ihren Saft zu seiner merklichen Erquickung; dann kam wieder der Schweiß, und darunter fiel er in einen sanften Schlaf, der sich erst mit dem Aufgang der Sonne endigte.

O wie viel leichter wars ihm jetzt ums Herz, als am gestrigen Tag! Die Wuth der Krankheit hatte sich gelegt, und sein ganzes Uebel bestand nur noch in bloßer Mattigkeit. Es stellte sich sogar schon wieder ein Appetit ein. Darum speisete er einen der gebratenen Erdäpfel, auf den er etwas Zitronensaft träufelte, um den Geschmack desselben erfrischender zu machen.

Die beyden vorigen Tage hatte er sich gar nicht um seine Lama bekümmert; jetzt aber war es ihm ein rührender Anblick, als er sie zu seinen Füßen liegen sah, indem einige derselben ihn starr ansahen, als wenn sie sich erkundigen wollten, obs noch nicht besser mit ihm wäre. Zum

Glück können diese Thiere, so wie die Kamelthiere, sich viele Tage ohne Getränk behelfen; sonst würde es jetzt schlimm mit ihnen ausgesehen haben, weil sie schon seit zwey Tagen nicht getrunken hatten.

Da das alte Mutter-Lama ihm so nahe kam, daß er es erreichen konnte; so wandte er alle seine Kräfte an, ihm etwas Milch auszumelken, damit sie ihm nicht vergehen möchte. Der Genuß dieser frischen Milch war seinem kranken Körper auch wohl ersprießlich, denn er befand sich recht wohl darnach.

Nachgehends fiel er aufs neue in einen erquickenden Schlaf, aus dem er erst bey Sonnenuntergang wieder erwachte. Auf diesen Schlaf verspürte er schon viel stärkern Hunger. Er aß also wieder einige Erdäpfel mit Zitronensaft, und legte sich abermals schlafen.

Dieser fortdaurende erquickende Schlaf und die Güte seiner Natur wirkten so stark zur Wiederherstellung seiner Kräfte, daß er am folgenden Morgen schon wieder aufstehen, und — wiewohl mit schwachen zitternden Füßen — einige Schritte versuchen konnte.

Matt und schwankend gieng er aus der Höhle auf seinen Wohnplatz. Hier hob er seine Augen gen Himmel: ein sanfterwärmender Stral der Morgensonne fiel durch die Bäume auf sein Angesicht, und es war ihm, als wenn er neu gebohren würde. O du ewige Quelle des Lebens, rief er aus, indem er sich auf seine Knie

warf; O Gott! Dank sey dir, daß du mich noch einmal deine schöne Sonne erblicken, und in ihrem Licht die Wunder deiner Schöpfung sehen läßest; Dank! Dank! Dank! daß du mich nicht verlassen hast in meiner Noth, daß du mich noch einmal zurückgerufen hast ins Leben, um mir noch mehr Zeit zu meiner Besserung zu schenken! Laß mich doch ja jeden Tag meines noch übrigen Lebens dazu anwenden, damit ich jederzeit bereit gefunden werde, hinzureisen nach dem Ort unsrer Bestimmung, wo wir den Lohn unsrer guten und bösen Thaten empfangen werden.

Nach diesem kurzen, aber herrlichen Gebethe weidete er seine Augen bald an dem großen blauen Gewölbe des Himmels, bald an den Bäumen und Stauden, die in frisches Grün gekleidet und mit Thau verperlt vor ihm da standen, bald an seinen treuen Lamas, die sich freudig und liebvoll und liebkosend um ihn herummachten. Es war ihm, als wäre er von einer langen Reise wieder zu den Seinigen gekommen; sein Herz floß über, und ergoß sich in süßen Freudenthränen.

Die frische Luft, das frische Wasser, welches er mit Milch vermischte, und die stille Heiterkeit seines Gemüths trugen nicht wenig dazu bey, ihn völlig wieder herzustellen. In einigen Tagen waren alle seine Kräfte ersetzt, und er sah sich wieder im Stande, zu seinen Arbeiten zurück zu kehren.

Das erste, was er vornahm, war, daß er nachsah, was wohl aus seinem Hafengeschirr möchte geworden seyn. Er öffnete den Ofen, und siehe da! alle seine Gefässe waren so schön glasirt, als wenn sie von einem unsrer Hafner wären gemacht worden. Die Freude darüber war so groß, daß er eine Zeitlang vergaß, daß er von dieser wohlgerathenen Arbeit für jetzt keinen Gebrauch machen könne, weil sein Feuer unterdessen ausgegangen war. Da ihm dieses einfiel, stund er traurig da, sah bald die Häfen und Tiegel (Tegel), bald den Herd in seiner Küche an, und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Doch mäßigte er sich dießmal in seiner Betrübniß. Er dachte nämlich: eben die gütige Vorsehung, die dir neulich Feuer verschaffte, kann dir ja auch zum zweytenmal dazu verhelfen, entweder auf eben dieselbe, oder auf eine andere Weise. Zudem wußte er nun auch schon, daß er hier keinen Winter zu besorgen habe; und ungeachtet er von Jugend auf an Fleischspeisen gewöhnt war: so hoffte er doch, daß er auch ohne dieselbigen, blos von Früchten und von der Milch seiner Lamas würde leben können.

Es reuete ihn indessen nicht, seine Häfen gemacht zu haben: denn er konnte sie nun wenigstens zu Milchgeschirr brauchen. Denn größten Topf hatte er zu einem besondern Gebrauche ausersehen. Nämlich er bildete sich ein, daß ihm seine Erdäpfel noch besser schmecken würden, wenn er sie mit etwas Butter essen könnte.

Aber ein hölzernes Butterfaß (Rührkübel) zu verfertigen, war ihm unmöglich. Er wollte daher versuchen, ob er den Butter nicht auch in einem großen Hafen machen könnte. Er sammelte also so viel Rahm, als er nöthig zu haben glaubte. Da machte er ein kleines hölzernes Teller mit einem Loch in der Mitte, in welches er einen Stock steckte. Mit diesem Werkzeuge fuhr er dann in dem mit Rahm angefüllten Hafen so lang auf und nieder, bis der Butter von der Buttermilch abgesondert; darnach wusch er ihn mit Wasser und vermischte ihn mit etwas Salz. Auf solche Art hat er also auch dieses glücklich zu Stand gebracht.

Aber da er eben die Frucht seines Fleißes genießen wollte, so fiel ihm erst ein, daß er keine Erdäpfel mehr braten könne, weil er kein Feuer hatte, und daran hatte er im Eifer seiner Geschäftigkeit gar nicht einmal gedacht. Da stund nun der schöne Butter, welcher ungegessen bleiben sollte, und Robinson stand daneben mit traurigem Gesichte.

Nun gieng sein Elend aufs neue an; denn er sah sich auf einmal wieder in seinen vorigen armseligen Zustand versetzt. Austern, Milch, Kokusnisse und rohes Fleisch waren nun seine einzigen Nahrungsmittel geworden, und es stand erst dahin, ob er auch diese allzeit würde haben können. Das schlimmste dabey war, daß er gar kein Mittel vor sich sah, wie er seinen Zustand verbessern könnte.

Was sollte er nun vornehmen? Alles, was er mit seinen bloßen Händen machen konnte, war schon gethan. Es schien ihm also weiter nichts mehr übrig zu seyn, als seine Lebenszeit mit Nichtsthun und Schlafen zuzubringen. Das war aber gewiß der erbärmlichste Zustand, den er sich nur denken konnte. Denn das Arbeiten hatte er sich jetzt schon so sehr angewöhnt, daß er nicht mehr leben konnte, ohne sich mit einer nützlichen Verrichtung die Zeit zu vertreiben; und er pflegte nachgehends oft zu sagen, daß er seine Besserung dem einzigen Umstande zu danken habe, daß er durch seine anfängliche Noth zu einer beständigen Geschäftigkeit sey gezwungen worden. Meine lieben Leute, pflegte er zu sagen, Die Arbeitsamkeit ist die Mutter vieler Tugenden, so wie die Faulheit der Anfang aller Laster ist. Und darinn hatte er gewiß auch recht; denn wenn man nichts zu thun hat, so fällt einem lauter lüderliches und dummes Zeug ein.

Eben darum hat er auch nachgehends allen jungen Leuten den Rath gegeben, daß sie sich doch ja von Kindheit an gewöhnen sollen, immer etwas zu thun, und immer geschäftig zu seyn. Denn, sagte er, wie man sich gewöhnt in der Jugend, so bleibt man gemeiniglich seiner Lebtage, entweder faul oder fleißig, geschickt oder ungeschickt, ein guter oder ein schlechter Mensch.

Junge Leute! merkt euch das, und richtet euch darnach; es wird euch nicht gereuen.

Unser arme Robinson dachte also lange hin und her, was er doch wohl für eine Arbeit wieder vornehmen konnte, damit er nur nicht müßig seyn dürfte.

Schon lange lag ihm der Gedanke im Kopf, ob es ihm nicht möglich wäre, ein kleines Schiff zu verfertigen. Aus Verdruß über den Verlurst des Feuers, wollte er versuchen, ob er nicht aus seiner Einsamkeit, die ihm jetzt wieder aufs neue so traurig vorkam, sich befreyen, und wieder zu Menschen kommen könnte. Er vermuthete, daß das feste Land von Amerika nicht sehr fern seyn könnte, und war daher entschlossen, keine Gefahr zu achten, wenn er nur ein kleines Schifflein hätte, um nach diesem Lande hinzukommen.

Voll von diesen Gedanken, lief er eines Tags aus, um einen Baum aufzusuchen, den er aushöhlen, und so zu einem kleinen Schiff machen könnte. Da er in dieser Absicht einige Gegenden durchlief, wo er bisher noch nicht gewesen war, so entdeckte er noch manches ihm unbekanntes Gewächs, womit er allerley Versuche anzustellen beschloß, um zu erfahren obs ihm nicht zum Unterhalt dienen könnte.

Unter andern fand er einige Stauden von türkischen Waizen, den man bey uns Türkenkorn zu nennen pflegt. Er bewunderte die großen Aehren oder Kolben, an deren jedem über zweyhundert große Körner, wie Korallen an-

ein-

einander gereihet waren. Er zweifelte nicht, daß man Mehlspeisen und Brod davon machen könne: aber wie sollte er die Körner mahlen? wie das Mehl von den Kleyen reinigen? wie endlich Brod und andere Speisen daraus machen, da er nicht einmal Feuer hatte? Dem ungeachtet nahm er einige Kolben davon mit, um die Kerne zu pflanzen. Denn er dachte bey sich: wer weis, ob ich nicht mit der Zeit einen nützlichen Gebrauch davon machen kann.

Ferner entdeckte er einen Fruchtbaum, den er gleichfalls nie gesehen hatte. Er sah große Kapseln daran hängen, und da er eine davon erbrach, fand er wohl sechzig Bohnen darinn. Der Geschmack derselben wollte ihm nicht sehr gefallen. Indessen steckte er auch von diesen eine reife Schotte in seine Tasche. Diese Frucht nennt man Kakaobohnen, aus denen ein braunes Getränk, welches man Schokolade nennt, gemacht wird.

Marianne. - Ha! nicht wahr, Vater! jetzt wird Robinson künftig Schokolade trinken können!

Vater. Sobald noch nicht. Denn erstlich kennt er die Kakaobohnen nicht; und dann müssen sie auch erst beym Feuer geröstet, klein gestoßen und mit Zucker vermischt werden: und wir wissen ja, daß er weder Feuer noch Zucker hat. Auch thut man gemeiniglich noch allerley Gewürz hinzu, als Kardamomen, Vanillen, und Gewürznägelein, die er auch nicht hatte,

Doch dieß alles hätte er leicht entbehren können, wenn er nur gewußt hätte, wie er wieder zum Feuer kommen sollte.

Endlich fand er einen großen Kokusbaum, der vor Alter schon auf der einen Seite ein wenig hohl geworden war, und der ihm zu einem kleinen Schifflein sehr tauglich schien, wenn er ihn nur umhauen und völlig aushöhlen könnte. Aber da wußte er lange nicht, was er thun sollte. Denn er erschrack an dem Gedanken, daß er auf Gerathewohl einen so nützlichen Baum verderben, und dabey noch ungewiß seyn sollte, ob es ihm auch je gelingen würde, ein Schiff daraus zu machen. Indeß merkte er sich den Ort, wo er stand, und gieng unentschlossen nach Hause.

Auf seinem Rückwege fand er, was er zu finden längst gewünscht hatte, ein Papageyen-Nest mit Jungen, die eben fliegen konnten. Wie groß war seine Freude über diesen Fund! Aber als er hinzutrat, um die Jungen auszunehmen, flatterten sie alle davon, bis auf einen, den er glücklich haschte. Er begnügte sich damit, und eilte froh nach Hause.

Joseph. Was konnte ihm aber wohl ein Papagey helfen?

Vater. Weil er wußte, daß die Papageyen zum Reden sich abrichten lassen, so wollte er ihn einige Worte aussprechen lehren, um die Freude zu haben, wieder einmal eine menschenähnliche Stimme zu hören. Uns freylich, weil wir mitten in der menschlichen Gesellschaft leben, und

und weil wir alle Tage das Glück haben, Menschen zu sehen, Menschen zu hören, mit Menschen zu reden, und mit ihnen umzugehen, uns scheint freylich die Freude, die Robinson sich vom Geschwätz dieses Papageyen versprach, nicht von großer Erheblichkeit zu seyn. Aber wenn wir uns an Robinsons Stelle versetzen können, so werden wir bald begreifen, daß das, was uns eine Kleinigkeit scheint, für ihn ein großer Zuwachs von Glückseligkeit hatte seyn müßen.

Er eilte froh nach Hause, verfertigte noch, so gut er konnte, einen Kefig, setzte denselben mit seinem neuen Freund neben seine Liegerstätte und legte sich schlafen.

Seit dem Robinson die traurigen Folgen seiner übereilten Entschließungen empfunden hatte, hat ers sich zur beständigen Regel gemacht, nie etwas zu thun, ohne vorher eine vernünftige Ueberlegung darüber angestellt zu haben.

Nachdem er nun die Sache lang genug hin und her überdacht hatte, sagte er ferner zu sich selbsten: Ist es nicht wahrscheinlich, daß ich durch anhaltenden Fleiß endlich damit zu Stande kommen werde, aus dem alten Baum ein Schiff zu machen? Und wenn mir dieses glücken sollte, habe ich dann nicht Hoffnung, mich damit aus dieser traurigen Einöde befreyen zu können?

Der

Der Gedanke an seine Befreyeung wurde in diesem Augenblicke so lebhaft in seiner Seele, daß er plötzlich aufsprang, sein steinernes Beil ergrif, und spornstreichs nach dem Baume hinlief, um das große Werk sogleich anzufangen.

Aber wenn Robinson je ein mühseliges und langwieriges Geschäfte unternommen hatte, so war es gewiß dieses. Tausend andere Menschen würden nach dem ersten Hiebe den Arm muthlos wieder haben sinken lassen, und die Sache für unmöglich gehalten haben. Aber Robinson hatte sichs nun ein für allemal festgesetzt, sich durch keine Schwierigkeit von irgend einem vernünftigen Vorhaben abschrecken zu lassen; und also blieb er auch dießmal mit großer Standhaftigkeit bey seinem einmal gefaßten Vorsatz, die Ausführung desselben möchte Zeit und Arbeit kosten, so viel sie auch wollte.

Nachdem er von Sonnenaufgang an, bis gegen Mittag fast unaufhörlich gearbeitet hatte, war das Loch, welches er durch tausend Hiebe in den Stamm gehauen hatte, noch nicht so groß, daß er seine Hand hineinlegen konnte. Daraus kann man zum voraus schließen, wie viel er Zeit brauchen wird, um den ganzen ziemlich dicken Baum völlig umzuhauen, und ein Schiff daraus zu zimmern.

Er sah nun wohl, daß das eine Arbeit von mehreren Jahren seyn würde; und er hielt dafür für nöthig, eine ordentliche Eintheilung seiner Tageszeit zu machen, um für jede Stunde ein ge-

gewißes Geschäft zu haben: denn er hatte nun schon aus der Erfahrung gelernet, daß bey einem geschäftigen Leben unsern Fleiß kein Ding so stark befördert und erleichtert, als Ordnung und regelmäßige Eintheilung der Tagesstunden. Hier ist ein Verzeichniß, woraus man sehen kann, wozu er jede Stunde gewidmet hatte.

Sobald der Tag anbrach, stund er auf, und lief nach der Quelle, um Kopf, Hände, Brust und Füße zu waschen. Da er kein Handtuch hatte, so mußte er sich von der Luft trocknen lassen, welches er dadurch beförderte, daß er jedesmal in vollem Lauf nach seiner Wohnung zurückrannte: dann kleidete er sich völlig an. War dieses geschehen, so stieg er auf den Hügel ober seiner Höhle, wo er eine freye Aussicht hatte, warf sich daselbst auf die Knie, und verrichtete ein andächtiges Morgengebeth, wobey er nie vergaß, Gott um Segen für seine lieben Aeltern zu bitten. Hierauf melkte er seine Lamas, von denen er sich nach und nach eine kleine Heerde erzogen hatte. Einen Theil der Milch verwahrte er jedesmal in seinem Keller, die übrige genoß er zum Frühstück. Darüber war denn ungefähr eine Stunde verflossen. Alsdann legte er alle seine Waffen an, und machte sich auf den Weg, entweder gleich zu dem Ort, wo der Baum stund, oder wenn eben die Zeit der Ebbe war, zuerst nach dem Strande, um einige Austern zum Mittagsessen aufzulesen. Seine Lamas liefen dann gewöhnlich alle hinter ihm her,

und weideten neben ihm herum, während dem er selbst mit Hauen beschäftigt war.

Gegen zehn Uhr war die Hitze gemeiniglich schon so stark, daß er mit seiner Arbeit einhalten mußte: dann gieng er wieder nach dem Strande, theils um Austern zu suchen, falls er des Morgens keine gefunden hatte, theils um sich zu baden, welches er gewöhnlicher Weise des Tages zweymal zu verrichten pflegte. Gegen eilf Uhr war er mit seiner ganzen Begleitung wieder zu Hause.

Dann melkte er abermals die milchgebenden Lamas; bereitete Käse aus der saurgewordenen Milch, und richtete seine kleine Mittagsmahlzeit an, die gemeiniglich aus Milch mit frischem Käse vermischt, einige Austern, und einer halben Kokusnuß bestand. Es kam ihm dabey sehr zu statten, daß man in diesen heißen Gegenden nicht halb so viel Appetit zu haben pflegt, als in den kalten Ländern. Dem ungeachtet sehnte er sich sehr nach Fleischspeisen, und nahm endlich wieder zu dem, anfänglich von ihm erdachten, Mittel seine Zuflucht, nämlich das Fleisch durch Klopfen mürbe zu machen.

Während seiner Mahlzeit beschäftigte er sich mit seinem Papagey, dem er allerley vorplauderte, um ihn einige Worte sprechen zu lehren; und fütterte ihn dabey mit Kokusnüssen und Käse.

Nach der Mahlzeit ruhete er eine Stunde im Schatten oder in seiner Höhle aus; der Papa-

pa-

pagey und die Lamas um ihn herum. Da konnte er nun zu den Thieren plaudern ordentlich wie ein kleines Kind, das mit seiner hölzernen Puppe redet, und sich einbildet, daß die Puppe es verstehe. So groß war das Bedürfniß seines Herzens, irgend einem lebendigen Wesen seine Gedanken und seine Empfindungen mitzutheilen, daß er oft dabey vergaß, daß er zu unvernünftigen Thieren rede. Und wenn sein Papagey ihm je zuweilen ein verständliches Wort nachschwäzte, o wer war da glücklicher als er? Er glaubte eine menschliche Stimme zu hören, vergaß Insel, Lamas und Papagey, und war in seiner Einbildung mitten in Europa. Aber dieser süße Traum dauerte gemeiniglich nur eine Minute; dann saß er wieder da im vollen Bewußtseyn seines Einsidlerlebens, und seufzete: Armer Robinson!

Um Zwey Uhr Nachmittag pflegte er wieder zu seiner Schiffbau-Arbeit zu gehen. Unter dieser wirklich schweren Arbeit brachte er dann jedesmal wieder zwo volle Stunden hin. Waren diese verflossen, so lief er abermals nach dem Strande, theils um sich zum zweytenmal zu baden, theils um wieder Austern zu suchen. Den Rest des Nachmittags wandte er zu allerley Gartenarbeit an. Bald pflanzte er türkisch Korn oder Erdäpfel, in der Hoffnung einst wieder Feuer zu bekommen, um diese Gewächse nützen zu können; bald pelzte er noch mehr Kokusreiser ein; bald begoß er die gepelzten jungen Stämme; bald

bald pflanzte er Hecken, um sein Gartenland einzuschließen; und bald beschnitt er die Baumwand vor seiner Höhle, um die Zweige so zu ziehen, daß sie mit der Zeit zusammen wachsen und eine große Laube machen müßten.

Robinson wußte immer, um was für eine Zeit oder Stunde es ungefähr war. Denn Anfangs machte ers blos so, wie es die Bauersleute zu machen pflegen; er beobachtete den Stand der Sonne, und schloß daraus auf die jedesmalige Tageszeit. Endlich fiels ihm gar ein, eine Art von Sonnenuhr zu machen; nämlich eine, an der er wenigst sehen konnte, zu welcher Zeit es jedesmal Mittag sey. Das machte er so: Er steckte eine gerade Stange recht gerad und senkrecht in die Erde. Je näher es nun gegen Mittag kam, desto kürzer wurde der Schatten dieser Stange. Er merkte sich also den Ort, wohin der Schatten der Stange fiel, wenn er am kürzesten war; Er bezeichnete diesen Ort mit einem Strich, den er die Mittagslinie nannte, und so oft dann der Schatten der Stange wieder in diese Mittagslinie fiel, so wußte er, daß es gerade Mittag sey.

Zu seinem größten Leidwesen dauerte der längste Tag auf dieser Insel höchstens dreyzehn Stunden, so daß es mitten im Sommer Abends um Siebenuhr schon finster ward. Er mußte also alle Geschäfte, wozu er Licht brauchte, noch vor dieser Zeit vollenden. Gegen Sechsuhr also, wenn sonst nichts wichtiges zu thun mehr üb-

rig

rig war, stellte er gemeiniglich noch einige ritterliche Leibesübungen an.

Nämlich er übte sich im Bogenschießen und im Spießwerfen, um im Fall der Noth sich gegen einen Anfall der Wilden, vor welchen ihm immer noch bange war, vertheidigen zu können. In beydem brachte er es nach und nach zu einer solchen Fertigkeit, daß er ein Ziel, welches nicht größer, als ein Gulden war, nur selten verfehlte.

Sobald die Abend-Dämmerung anbrach, melkte er wiederum seine Lamas, und hielt darauf eine ländliche und mäßige Abendmahlzeit wozu er sich von den Sternen und von dem Monde leuchten ließ.

Die letzte Stunde des Abends wandte er zum Nachdenken über sich selbst an. Er setzte sich nämlich auf den Gipfel des Berges nieder, wo er das ganze sternbesäete Himmelsgewölbe über sich hatte; dann pflegte er sich selbst in Gedanken folgende Fragen vorzulegen:

„Wie hast du diesen Tag wieder zugebracht? Bist du im Genuß der Gaben Gottes, die du heute wieder empfangen hast, an den großen Geber wohl immer eingedenk gewesen? Hat dein Herz auch Liebe und Dankbarkeit gegen ihn empfunden? Hast du auf ihn vertraut, wenns dir übel gieng, und hast du seiner nicht vergessen, wenn du fröhlich warest? Hast du jeden bösen

Stadtbibliothek Augsburg

sen Gedanken, der dir einfiel, und jede böse Begierde auch sogleich unterdrückt? Und hast du also heute wirklich zugenommen im Guten?"

So oft nun sein Herz auf diese Fragen mit einem freudigen Ja antworten konnte, o wie war ihm dann so wohl, und mit welcher Inbrunst sang er dann ein Loblied zum Preis des großen Gottes, der zum Gutesthun ihm Segen und Gnade verliehen hatte! So oft er aber Ursache fand, mit sich selbst nicht so ganz zufrieden zu seyn, o wie schmerzte es ihn dann, daß er einen Tag seines Lebens verloren hatte! Denn er hielt einen Tag für verloren, an dem er etwas gedacht oder gethan hatte, was er am Abend nicht loben konnte. Neben dem Striche, womit er einen solchen verlornen Tag in seinen Kalender-Baum bezeichnete, pflegte er ein Kreuz einzugraben, um sich beym Anblicke derselben seines Unrechts zu erinnern, und sich ins Künftige destomehr dafür in Acht zu nehmen.

Seht, lieben Kinder! so machte es Robinson, um täglich besser und frömmer zu werden. Ist es euch nun auch ein wirklicher Ernst mit der Ausbesserung eures Herzens, so rathe ich euch, ihm darum nachzuahmen. Wählet euch gleichfalls, so wie er, eine gewiße Abendstunde aus, und denket da über euere Aufführung an dem verflossenen Tage im Stillen nach. Findet ihr, daß ihr etwas gedacht, geredt oder gethan habt, was ihr vor Gott und eurem eignen Gewissen

nicht

nicht gut heißen könnet: so schreibet es mit einem gewißen Zeichen in ein kleines Büchlein, um euch von Zeit zu Zeit wieder daran zu erinnern, und euch für allemal in Acht zu nehmen, daß ihr diesen Fehler nicht wieder begehet. So werdet ihr, wie er, von Tag zu Tag besser, und also auch von Tag zu Tag zufriedener und glücklicher werden.

Auf diese Weise, wie ich erzählt habe, lebte unser Robinson einen Tag wie den andern, drey volle Jahre lang. In dieser ganzen Zeit setzte er seinen Schiffbau unablässig fort. Und wie weit meynt ihr wohl, daß er in drey Jahren mit dieser seiner Arbeit gekommen sey? — Ach! der Stamm war noch nicht zur Hälfte ausgehöhlt, und es war noch immer ein großer Zweifel, ob er bey aller seiner Arbeitsamkeit in drey oder vier andern Jahren mit dem ganzen Werk zu Stand kommen würde.

Dennoch arbeitet er unermüdet fort. Denn was sollte er anders machen? Und etwas zu thun wollte und mußte er haben.

Eines Tages aber fiel ihm ein, daß er diese Insel schon so lang bewohne, und gleichwohl erst den kleinsten Theil derselben gesehen habe. Ich will, dachte er, eine Reise von einem Ende der Insel bis an das andere machen. Wer weiß, was ich in andern Gegenden derselben zu meinem Vortheil entdecken kann.

Dieser Gedanke wurde so lebendig in seiner Seele, daß er sich auf der Stelle entschloß, die Reise gleich mit Anbruch des folgenden Tages anzutreten.

Noch an eben demselben Tage machte er alles zu seiner Abreise fertig. Am andern Morgen bepackte er eines seiner Lamas mit Lebensmitteln auf vier Tage, legte seine ganze Rüstung an, empfahl sich dem göttlichen Schutze, und machte sich getrost auf den Weg. Weil er den dichten Wäldern, aus Furcht vor den wilden Thieren, noch immer nicht trauete, so hielt er sich, so viel möglich, am Strande.

An dem ersten Tag seiner Wanderschaft fiel eben nichts merkwürdiges vor. Er machte ungefähr drey Meilen, und je weiter er kam, desto deutlicher sah er, daß er seinen Aufenthalt gerade in der unfruchtbarsten Gegend der Insel genommen habe. An vielen Orten fand er Fruchtbäume, die er noch nie gesehen hatte, von denen er aber mit Recht vermuthete, daß sie ihm ein gutes und gesundes Nahrungsmittel abgeben würden. Bald lernete er auch ihre Nahrung kennen.

Die Nacht brachte Robinson, aus Furcht vor wilden Thieren, auf einem Baume zu; und mit Anbruch des Tages setzte er seine Reise fort.

Er war noch nicht lange gegangen, als er die äußerste Mittagseite der Insel erreichte. Aber da blieb er plötzlich, wie vom Donner getroffen, auf einer Stelle stehen, wurde bleich, wie eine

Mauer,

Mauer, und zitterte am ganzen Leibe. Denn im Sande sah er — was er nie vermuthet hätte, — die Fußstapfen und die Spuren von Menschen.

Joseph. Aber, Vater, warum erschrickt denn Robinson? Das hätte ihm ja lieb seyn sollen.

Vater. Die Ursache seines Schreckens war diese. Er dachte sich diesen Menschen, von dem die Spur war, nicht als seinen Freund und Bruder, nicht als einen liebvollen dienstlichen Mitmenschen, der bereit wäre ihm zu helfen und zu dienen, wo er nur konnte: sondern als ein grausames menschenfeindliches Geschöpf, das ihn mit Wuth anfallen, ihn tödten und verschlingen würde. Mit einem Worte: er dachte sich bey dieser Spur keinen gesitteten Europäer, sondern einen wilden Menschenfresser, deren es damals unter den Kannibalen auf den Karibischen Inseln soll gegeben haben.

Noch nicht genug. Auf einmal hat sich seine Furcht in Grausen und Entsetzen verwandelt. Denn er sah einen schrecklichen Anblick, vor welchem die ganze menschliche Natur erzittern muß. Nämlich er sah einen Ort, wo ein runder Kreis in die Erde gegraben war, in dessen Mitte ein Feuer muß angezündet worden seyn. Rund um diesen Ort herum lagen — mich schaudert, indem ich es erzählen muß — Hirnschalen, Hände, Füße, und andere Gebeine menschlicher Körper, von denen das Fleisch abgenagt war.

Die Kinder. Von wem? von wem?

Vater. Von Menschen; oder vielmehr von Halbmenschen; die so dumm und viehisch aufgewachsen waren, daß sie, wie die wilden Thiere, sich von keiner mitleidigen Menschenliebe haben abhalten lassen, das Fleisch ihrer geschlachteten Brüder zu verzehren. Es wohnten nämlich damals auf den Karibischen Inseln wilde Menschen, die man Karaiben, Kannibalen oder Menschenfresser nannte, weil sie die abscheuliche Gewohnheit hatten, alle ihre Feinde, die sie im Krieg gefangen kriegten, zu schlachten, und unter Tanzen und Singen zu braten, und dann mit unmenschlichem Heißhunger aufzufressen.

Marianne. Ei, das waren doch abscheuliche Leute!

Vater. Meine Kinder! ihre unmenschlichen Sitten wollen wir verabscheuen, aber nicht die armen Leute selbst. Sie können nicht dafür, daß man sie nicht unterrichtet und erzogen hat. In diesen erschrecklichen Zustand können Menschen gerathen, die ohne Erziehung und Unterricht aufwachsen. O meine Kinder! hättet ihr das Unglück gehabt, unter solchen Wilden gebohren zu werden, so würdet ihr gewiß eben so, wie sie, nackend, wild, und unvernünftig in Wäldern herum laufen, ja ihr würdet bey den unmenschlichen Mahlzeiten eurer wilden Eltern eben so appetitlich essen, als bey unsern bessern Speisen. Freuet euch also, lieben Kinder und

und danket Gott dafür, daß er euch von gesitteten, vernünftigen und menschlich-gesinnten Eltern hat lassen gebohren werden. Und bedauret das Schicksal unsrer armen Brüder, die noch jetzt in dem unglückseligen Zustand einer thierischen Wildheit leben; denn noch heut zu Tag giebt es so wilde und barbarische Menschen, daß sie Menschenfleisch essen.

Laßt uns nun wieder zu unserm Robinson zurück kehren. Er wandte sein Angesicht von diesem gräulichen Schauspiel weg, und auf einmal rannte er mit der äußersten Geschwindigkeit davon. Kaum daß sein treues Lama ihm folgen konnte. Er hörte nicht eher auf zu laufen, bis er ermattet, ohnmächtig und sinnlos zu Boden stürzte.

Kaum hatte er, mehr träumend als wachend, sich auf den Boden hingestreckt, so nahm er plötzlich einen neuen Schrecken ein, der ihn beynahe getödtet hatte.

Er hörte eine Stimme, wie vom Himmel herab, die ihm ganz verständlich zurief: Robinson, armer Robinson, wo bist du gewesen?

Robinson sprang erschrocken auf, zitterte wie ein Espenlaub, und wußte nicht, ob er davon laufen, oder bleiben sollte. In demselben Augenblick hörte er die nämlichen Worte noch einmal aussprechen, und da er seine Augen nach dem Orte hinrichtete, woher die Stimme kam, so fand er — was meynt ihr?

Die Kinder. Wer kann daß wissen?

Vater. Er fand, was der Furchtsame fast allzeit finden würde, wenn er sich nur Zeit zur Untersuchung nähme; er fand, daß er gar nicht Ursache gehabt habe, zu erschrecken. Die Stimme kam nämlich nicht vom Himmel, sondern von einem Baume, auf welchem — sein Papagey saß.

Dieser hatte zu Hause vermuthlich Langeweile gehabt, und eben hier seinen Herrn aufgesucht. Robinson hatte ihm aber die Worte, die er jetzt aussprach, mehrmalen vorgesagt, und also hatte er sie behalten.

Wie froh war Robinson, die Ursache seines abermaligen Schreckens entdeckt zu haben! Er streckte seine Hand aus, rief ihm, und flugs hüpfte das vertrauliche kurzweilige Ding herab auf seinen Daumen, legte den Schnabel an seinen Backen, und fuhr dann fort zu schwatzen: Robinson! armer Robinson! wo bist du gewesen?

Fast die ganze Nacht hindurch konnte Robinson vor Furcht und sorgsamen Gedanken kein Auge zuthun. Immer stund ihm der gräßliche Ort vor Augen, den er gesehen hatte, und vergebens bemühte er sich, seine Einbildungskraft davon abzuziehen. O zu was für thörichten und schädlichen Entschließungen schreitet der Mensch, wenn die Leidenschaften einmal seinen Verstand verfinstert haben! Robinson faßte hundert Anschläge, sich zu retten, wovon allemal einer unwei-

weiser als der andere war. Unter andern — wer sollte es glauben? — beschloß er, seine Gärten, seine Pflanzungen, selbst seine bisherige Wohnung, ja alles das gänzlich zu zerstöhren, was er bisher mit so viel saurem Schweiß gemacht hatte. Seine Absicht war, damit die Wilden, wenn sie etwa einmal in diese Gegenden kämen, gar nicht merken könnten, daß ein Mensch da sey.

Es ist ein wahres Sprichwort: Guter Rath kommt morgen. In Dingen, die einen Aufschub leiden, soll man nie bey der ersten Entschließung bleiben; sondern man soll, wenn es seyn kann, die Ausführung auf den folgenden Tag verschieben. Die übereilten Entschließungen sind gemeiniglich nicht die beßten. Robinson hat sich die ersten Entschließungen von seiner unmäßigen Furcht eingeben lassen. Aber sein Glück war, daß er die Ausführung derselben auf den morgenden Tag verschieben mußte: denn kaum hatte das liebliche Tageslicht die dunkeln Schatten der Nacht vertrieben, so betrachtete er die Dinge von einer ganz andern Seite. Was er gestern für gut, gescheid und Nothwendig hielt, das schien ihm jezt schlecht, thöricht und unnöthig zu seyn. Mit einem Worte: er verwarf alle die übereilten Anschläge, und faßte andere, die er bey Vernunft ausgesonnen hatte.

Robinson fand jezt, daß seine gestrige Furcht übertrieben gewesen sey. „Ich bin nun schon

so lange hier, dachte er bey sich selbst, und noch nie ist ein Wilder in die Gegend meiner Wohnung gekommen. Auf der Insel selbst müßen also keine Wilde leben; sondern müßen glaublich nur zuweilen einige von einer andern Insel herüber kommen, um hier ihre Siegesfeste zu feyern, und ihre unmenschlichen Mahlzeiten anzustellen. Und vermuthlich steigen diese allemal auf der mittägigen Seite der Insel aus, und fahren wieder ab, ohne sich um die andern Gegenden zu bekümmern. Das ist also abermal ein großer Beweis von der Güte der göttlichen Vorsehung, daß ich gerade an diesen unfruchtbaren Theil der Insel habe müßen geworfen werden, welcher für mich der sicherste war. Ich darf also Gott sicher trauen, daß er auch ferner mich beschützen, und vor Gefahren behüten werde, weil seine weisen und guten Führungen bis auf diese Stunde so sichtbar gewesen sind.

Hier machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er durch seine gestrige Furcht so wenig Vertrauen auf Gott bewiesen habe. Dann trat er neu gestärkt den Weg zu seiner Wohnung an, um dasjenige ins Werk zu richten, was er nunmehr beschlossen hatte.

Joseph. Was wollte er denn jetzt thun?

Vater. Er wollte nur noch einige Veranstaltungen zu seiner größern Sicherheit treffen; und darinn handelte er auch überaus vernünftig. Denn ungeachtet wir der göttlichen Vorsehung

trauen

trauen müßen, daß sie uns in keiner Noth verlassen werde; so müßen wir doch auch von unserer Seite nichts versäumen, was zu unserm Glück etwas beytragen kann. Denn dazu hat Gott uns Verstand und Leibeskräfte gegeben, daß wir sie zur Beförderung unserer Glückseligkeit anwenden sollen.

Das erste, was er vornahm, war dieses, daß er in einer kleinen Entfernung von seiner Wohnung einen dichten Wald anlegte, damit auf diese Art seine Burg von ferne nicht sollte können gesehen werden. Daher pflanzte er nach und nach gegen zweytausend Zweige vom Weidenbaum ein, weil er bereits erfahren hatte, daß diese am leichtesten fortkommen und am schnellesten wachsen.

Nebst diesem beschloß er, von seiner Wohnung einen unterirdischen Gang zu graben, um im Fall der Noth, wenn seine Festung von Feinden erstiegen wäre, sich durch diesen Ausgang retten zu können. Dieß war aber wieder ein mühseliges und langwieriges Geschäft. Alle Erde, die er herausarbeitete, warf er an die Baumwand, und trat sie fest, so daß dadurch nach und nach eine Erd-Mauer entstand, die gegen acht Schuh dick, und wenigst zehn Schuh hoch war. An verschiedenen Stellen hatte er kleine Löcher, wie Schießscharten, offen gelassen, um durchsehen zu können. Zugleich hatte er einige Treppen eingeschnitten, um mit Bequemlichkeit auf und absteigen, und seine Festung im Fall

der

der Noth von der Mauer herab vertheitigen zu können. Damit er aber nicht durch Hunger und Durst zur Uebergabe möchte genöthiget werden, so hielt er immer ein milchgebendes Lama auf seinem Hofraum, und einen Heuschober, der nur in der Noth dürfte angegriffen werden; ferner beschloß er, so viel Käse, als er nur immer ersparen könnte, aufzubewahren, und endlich einen Vorrath von Früchten und Austern von einem Tage zum andern so lange zu sparen, als es möglich wäre.

Sein Schiffbau gieng indessen immer fort, und so verstrichen ihm wieder einige Jahre, in denen eben nichts merkwürdiges vorfiel. Ich komme daher zu einer der wichtigsten Begebenheiten, welche auf das Schicksal unsers Robinsons einen wichtigern Einfluß hatte, als alles, was bisher auf seiner Insel ihm begegnet war.

Es war an einem schönen warmen Morgen, als Robinson, da er eben mit seinem Schiffbau beschäfftigt war, in einiger Entfernung von sich einen starken Rauch aufsteigen sah. Schrecken war das erste, und Wißbegierde das zweyte, was er bey diesem Anblick empfunden hatte. Aber der Schrecken sowohl, als die Begierde zu wissen, was hinter der Sache seyn möchte, trieben ihn an, nach dem Berge hinter seiner Wohnung zu laufen. Kaum hatte er den Berg bestiegen, als er zu seiner noch weit größern Bestürzung wenigst fünf kleine Schiffe am Gestatt, und noch mehr als dreyßig Wilde erblickte,

die

die bey einem großen Feuer saßen, und unter barbarischen Gebärden und Freudensbezeugungen einen Rund-Tanz hielten.

So wenig unerwartet dem Robinson ein solches Schauspiel war, so fehlte doch nicht viel, daß er nicht abermal vor Angst und Schrecken alle Besonnenheit verlor. Doch rief er dießmal seinen Muth geschwinder zurück, stieg eiligst hinab in seine Wohnung, legte seine ganze Rüstung an, und nachdem er sich durch ein kurzes Geberh im Vertrauen zu Gott gestärkt hatte, so ward es ihm so leicht ums Herz, daß er Muth genug fühlte, die Strickleiter hinaufzusteigen, um die Bewegungen der Feinde von dem Gipfel des Berges herab zu beobachten.

Aber wie schlug ihm das Herz vor Unwille und Entsetzen, da er sah, wie die Wilden zween unglückliche Menschen aus ihren Schifflein holten, und nach dem Feuerplatz hinschleppten! Er zweifelte nicht, daß diese zween zur Schlachtbank geführt werden sollten. Er irrte darinn auch nicht. Denn einige dieser Unmenschen schlugen einen von den Gefangenen zu Boden, und ein Paar andere fielen über ihn her, glaublich, um ihm den Leib aufzuschneiden, und ihn zu ihrem abscheulichen Gastmahle zuzubereiten. Unterdessen stund der andere Gefangene als ein Zuschauer bey diesem unmenschlichen Schauspiel da, bis gleichwohl die Reihe an ihn kommen würde. Aber auf einmal, da dieser arme Mensch merkte, daß alle mit seinem geschlachteten

ten Kameraden beschäftiget waren, und eben nicht sehr auf ihn merkten, ergriff er, in der Hoffnung, sein Leben zu retten, die Flucht und lief mit unglaublicher Geschwindigkeit gerad der Gegend zu, wo Robinsons Wohnung war.

Freude und Furcht ergriffen hier das Herz Robinsons. Freude zwar, weil er sah, daß der Entronnene viel schneller laufen konnte, als seine Verfolger; Furcht hingegen, weil der Verfolgte und seine Verfolger ihren Weg gerade nach seiner Burg zu nahmen. Im Laufen kam der Unglückliche an ein Wasser, welches er entweder durchschwimmen, oder sich gefangen geben mußte. Allein, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, plumpte er hinein, und schwamm mit eben der Schnelligkeit, die er im Laufen bewiesen hatte, durch das Wasser.

Zween seiner Verfolger schwammen ihm nach, die übrigen kehrten zu ihrem verruchten Gastmahle zurück. Mit innigstem Vergnügen bemerkte Robinson, daß diese beiden auch im schwimmen dem Verfolgten bey weitem nicht gleich kamen. Der Unglückliche floh schon gegen Robinsons Wohnung zu, da die andern noch nicht zur Hälfte durchgeschwummen waren.

In diesem Augenblick bekam Robinson einen Muth, dergleichen er noch nie gehabt hatte. Sein Herz drängte ihn, dem Unglücklichen beyzuspringen; er ergriff seine Lanze, und ohne sich einen Augenblick länger zu bedenken, rennte er den Weg hinab, und war in einem Hui

bey

bey dem, der eben vor seinen Verfolgern floh. Halt! rief er mit einer donnernden Stimme, halt! Der arme Flüchtling erschrack beym Anblick Robinsons, der über und über mit Fellen bedeckt war. Er hielt ihn vermuthlich für ein übermenschliches Wesen, und wußte nicht, ob er vor ihm niederfallen, oder entfliehen sollte.

Aber Robinson winkte ihm mit der Hand, gab ihm zu erkennen, daß er ihn beschützen wolle, und gieng dabey auf seine Verfolger los. Als er so weit gekommen war, daß er den ersten mit seinem Spieß erreichen konnte, so versetzte er dem Wilden einen so nachdrücklichen Stoß in den nackten Leib, daß er zu Boden stürzte. Der zweyte, welcher noch ungefähr hundert Schritte entfernt war, stutzte darüber, und schoß darauf mit einem Pfeil auf Robinson, da dieser eben auf ihn losgehen wollte. Der Pfeil traf gerade die Stelle des Herzens. — Aber glücklicher Weise war der Schuß so schwach, daß der Pfeil vom harten Pelz herunter fiel, ohne ihn auch nur im geringsten zu verlezen.

Robinson, der muthige Streiter, ließ dem Feind nicht Zeit, den zweyten Schuß zu thun; sondern rennte mit Gewalt auf ihn zu, und, da er eben wieder den Bogen spannte, versetzte er ihm mit der Lanze einen Stich, daß er nach der Länge in den Sand hinfiel.

Jetzt wollte Robinson endlich nach dem Geretteten umsehen.

Der arme Flüchtling stund zwischen Furcht und Hoffnung noch auf derselben Stelle, wo Robinson ihm zugerufen hatte. Er wußte nicht, ob Robinsons Bemühung zu seiner Rettung geschehe, oder ob die Reihe jetzt an ihn kommen werde. Der Sieger rief ihm abermals zu, und winkte ihm, herbey zu kommen. Er gehorchte; stund aber bald wieder stille, trat abermals etwas näher hinzu, und stund von neuem stille; man sah ihm die Angst an allen Gliedern an, und er gebährdete sich, als wenn er bitten wollte. Robinson gab alle erdenkliche Zeichen der Freundschaft, und winkte ihm abermal herzu zu tretten. Er that es; aber alle zehn oder zwölf Schritte kniete er mit den demüthigsten Gebährden nieder, als wenn er ihm danken und ihn für seinen König und Meister erkennen wollte.

Robinson nahm hierauf seine Maske ab, um ihm ein menschliches und sehr freundliches Gesicht zu zeigen. Auf dieses trat jener ohne Bedenken näher hinzu, kniete vor ihm nieder, küßte den Boden, und setzte Robinsons Fuß auf seinen Nacken, glaublich zum Zeichen, daß er sein Sklav sein wolle. Allein unser Held, der diesen Menschen lieber zum Freund, als zum Sklaven haben wollte, hebte ihn liebreich auf, und suchte ihn auf alle nur möglichste Weise zu überzeugen, daß er nichts als Gutes und Liebes von ihm zu erwarten habe.

3

Seite 112

Seite 184

Allein zuvor war noch etwas wichtiges zu thun.

Einer von den Erschlagenen, der den Stich nur im Unterleib bekommen hatte, und nicht tödtlich verwundet war, fieng an sich wieder zu erholen, und etwas ausgerissenes Gras in die Wunde zu stopfen, um das Blut zu stillen. Robinson zeigte das seinem Wilden, und dieser antwortete ihm einige Worte in seiner Sprache, die Robinson zwar nicht verstund, die ihm aber wie Musik in seinen Ohren klangen, weil es die erste menschliche Stimme war; die er nach so vielen Jahren wieder hörte. Hierauf zeigte der Indianer auf Robinsons steinernes Beil, und gab ihm zu verstehen, daß er dasselbe ihm geben sollte, er wolle hingehen, und seinem Feinde damit den Rest geben. Unser Held, der ungern Menschenblut vergoß, und gleichwohl sah, daß es eine Nothwendigkeit wäre, den Verwundeten völlig umzubringen, gab seinem Schutzgenossen das Beil. Dieser lief darauf hin, und spaltete dem Verwundeten auf einen Streich den Schädel bis in die Schulter hinab. Dann kam er lachend wieder zurück, und legte mit vielen sonderbaren Gebärden das Beil und die Hirnschale des Erschlagenen, zum Zeichen des Sieges, zu Robinsons Füßen nieder.

Dieser gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er die Bogen und Pfeile der Getödteten nehmen, und dann mit ihm gehen sollte. Der Wilde hingegen bedeutete ihm, daß er zuvor die

todten Körper im Sand verscharren wollte, damit ihre Kameraden, wenn sie etwa nachfolgen sollten sie nicht finden möchten.

Robinson lobte durch Zeichen diese seine Vorsichtigkeit. Der Indianer aber war mit seinen Händen so hurtig damit fertig, daß er in weniger als einer Viertelstunde schon beyde Leichname verscharrt hatte. Darauf wanderten Beyde nach Robinsons Wohnung, und erstiegen den Berg.

Allein Robinson und sein Geretteter befanden sich noch immer in einer sehr gefährlichen Lage. Denn was konnte man wahrscheinlicher vermuthen, als daß die Wilden nach ihrer Mahlzeit ihren ausgebliebenen beyden Kameraden nachgehen, und den entronnenen Gefangenen aufsuchen würden? Und wenn sie dieses thäten, wie sehr war da nicht zu besorgen, daß sie Robinsons Wohnung entdecken, sie mit Gewalt, erstürmen, und ihn samt seinem Schutzgenossen zugleich abschlachten würden?

Robinson. schauderte bey diesem Gedanken, indem er auf dem Gipfel des Berges hinter einem Baume stund, und den abscheulichen Tänzen der wilden Unmenschen von ferne zusah. Ein Gedanken an Gott, den Beschützer der Unschuld, gab ihm Kraft und Muth. Er beschloß, sich in seine Burg zu begeben, und kroch, um nicht gesehen zu werden, hinter dem niedrigen

Gesträuche bis zur seiner Strickleiter fort, und befahl seinem Gefährten durch Zeichen, ein gleiches zu thun. Und so stiegen Beyde hinab.

Hier machte der Wilde große Augen, da er die bequeme und ordentliche Wohnung seines Erretters sah, weil er so was schönes in seinem ganzen Leben noch nie gesehen hatte. Es war ihm dabey ungefähr so, wie einem Bauern, der nie aus seinem Dorf gekommen ist, und zum erstenmal in einen Pallast geführt wird.

Robinson gab ihm durch Zeichen zu verstehen, wie daß sie von seinen grausamen Landesleuten noch vieles zu besorgen hätten, und bedeutete ihm, daß er entschlossen sey, sein Leben bis auf den letzten Blutstropfen gegen sie zu vertheidigen. Der Wilde verstund ihn ohne Müh, machte ein grimmiges Gesicht, schwenkte das Beil, welches er noch in Händen hatte, etlichmal über den Kopf, wendete sich darauf mit fürchterlichen Gebährden drohend nach der Seite hin, wo seine Feinde waren, als wenn er sie zum Kampf herausfoderte, und wollte dadurch seinem Schutzherrn zu erkennen geben, daß es ihm gleichfalls an Muth nicht fehle, sich tapfer gegen sie zu wehren. Robinson lobte seine Herzhaftigkeit, gab ihm einen Bogen nebst einem Spieß (denn er hatte deren nach und nach mehrere verfertigt) in die Hand, und stellte ihn als Schildwache vor ein kleines Loch, welches er mit Fleiß in der Baumwand gelassen hatte, und wodurch er eine geräumige Aussicht

hatte. Er selbst stellte sich in seiner ganzen Rüstung an die andere Seite der Wand, wo er gleichfalls ein solches Wachtloch offen gelassen hatte.

In dieser Stellung hatten sie ungefähr eine Stunde zugebracht. Allein plötzlich wurden sie durch ein wildes aber noch ziemlich fernes Geschrey von vielen Stimmen erschreckt. Beyde machten sich fertig zum Streit, und einer winkte dem andern zu, um sich gegenseitig aufzumuntern Es wurde wieder still. Dann erschall abermal ein gleiches Geschrey, und zwar schon etwas näher, worauf von neuem eine fürchterliche Stille folgte. Endlich ließ sich ziemlich nahe eine rauhe Stimme hören, die in das Gebüsch fürchterlich hineinschrie, und von dem Echo des Berges wiederholt wurde. —

Schon stunden unsere muthigen Kämpfer bereit; schon hatte jeder seinen Bogen gespannt, um dem Ersten, der sich würde blicken lassen, einen Pfeil in den Leib zu schießen. Ihre Augen funkelten von Muth und Erwartung, und waren unverwendt auf diejenige Gegend des Gebüsches gerichtet, aus welcher die Stimme erschollen war.

In dieser kriegerischen Stellung blieben sie bis gegen Abend stehen; hörten aber und sahen fernerhin nicht das Geringste mehr. Endlich wurde es Beyden sehr wahrscheinlich, daß die Wilden von ihrem vergeblichen Suchen müßen nachgelassen, und sich auf ihren Schiffen wieder nach

nach ihrer Heimath begeben haben. Sie legten also ihre Waffen nieder, und Robinson holte etwas von seinem Vorrath zum Abendessen herbey.

Weil dieser für Robinson so merkwürdige Tag gerade ein Freytag war; so beschloß er, seinem geretteten Wilden den Namen dieses Tages zu geben, und nennte ihn also Freytag.

Bis dahin hatte Robinson noch nie Zeit gehabt, ihn recht genau zu betrachten. Aber jetzt sah er ihn von Fuß auf an. Er war ein wohlgewachsener junger Mensch, ungefähr zwanzig Jahr alt. Seine Haut war schwarzbraun und glänzend; sein Haar schwarz, seine Nase kurz; seine Lippen waren klein, und seine Zähne weiß wie Elfenbein. In beyden Ohren trug er allerhand Muschelwerk und Federn, worauf er sich nicht wenig einzubilden schien. Uebrigens gieng er nackend vom Kopf bis zu den Füßen.

So groß Robinsons Hunger war, so nahm er sich doch zuvor Zeit, seinem nacketen Hausgenossen aus einem alten Felle einen Schurz zu schneiden, um ihn zu bedecken. Dann gab er ihm zu verstehen, daß er sich neben ihn setzen sollte, und das Abendbrod mit ihm essen. Freytag (denn so wollen wir ihn künftig auch nennen) näherte sich zu ihm mit allen erdenklichen Zeichen der Ehrenbietung und der Dankbarkeit, kniete alsdann vor ihm nieder, legte seinen Kopf abermals auf die Erde, und setzte eben so, wie er

er es das erstemal gemacht hatte, seines Befreyers Fuß auf seinen Hals.

Robinson, welcher die Freude über einen so lang gewünschten Gesellschafter und Freund kaum fassen konnte, hätte ihm lieber Liebkosungen und zärtliche Umarmungen gegeben. Aber weil er den neuen Gast noch nicht recht kannte, so sah er wohl, daß es zu seiner eignen Sicherheit nothwendig ist, ihn noch eine Zeitlang in der Unterthänigkeit zu erhalten, und den König mit ihm zu spielen. Er gab ihm also durch Zeichen und Gebährden zu verstehen, daß er ihn zwar in seinen Schutz genommen habe, aber nur mit der Bedingung, daß er ihm den strengsten Gehorsam leisten müße, und daß er es sich müße gefallen lassen, alles zu thun und zu lassen, was er, als sein Herr und König, ihm zu befehlen oder zu verbieten für gut erachten würde. Und da er glücklicher Weise sich erinnerte, daß die wilden Amerikaner ihre Könige und Oberhäupter Ratschike zu benennen pflegen, so deutete er auf sich selbst, und sprach zugleich das Wort Ratschike aus.

Durch dieses Wort verstund Freytag die Meynung seines Herrn weit besser als durch alle andere Zeichen. Er äußerte seine Zufriedenheit darüber, denn er wiederholte das Wort Ratschike etlichemal selbst nacheinander, deutete dabey auf Robinson, und warf sich ihm von neuem zu Füßen. Zu zeigen, daß er recht gut wisse, was es mit der königlichen Macht zu bedeuten habe

habe, ergriff er den Spieß, gab ihn seinem Herrn in die Hand, setzte die Spitze sich selbst auf die Brust, und gab ihm damit zu verstehen, daß er mit Leib und Leben in seiner Macht stehe. Robinson reichte ihm hierauf mit der Würde eines Königs freundlich die Hand zum Zeichen seiner königlichen Huld, und befahl ihm abermal, sich niederzusetzen, um die Abendmahlzeit mit ihm einzunehmen. Freytag gehorchte, doch so, daß er sich zu seinen Füßen auf den flachen Boden niedersetzte, indeß Robinson auf einer Grasbank saß.

Robinson war also nunmehr ein wirklicher König, nur daß seine Herrschaft sich nicht weiter, als über einen einzigen Unterthanen, über einen Papagey und über etliche Lamas erstreckte. Seinen Unterthanen ließ er noch nicht in seiner eignen Höhle schlafen, sondern er wies ihm in seinem Keller das Nachtlager an. Denn Robinson hielt es für bedenklich, sein Leben einem Menschen anzuvertrauen, dessen Treue er noch nicht geprüft und erfahren hätte. Aus eben dem Grunde wollte er ihm auch das Geheimniß vom verborgenen Ausgang aus der Höhle nicht anvertrauen. Freytag erhielt also die Anweisung, Heu in den Keller zu tragen, und sich ein Lager daraus zu bereiten; Robinson aber selbst trug, um mehrer Sicherheit willen, alle Waffen in sein eignes Schlafgemach.

Aber noch vor dem Schlafengehen gab Robinson ein Beyspiel der Demuth und Herablas-

sung, dergleichen man wenige wird gehört haben. Nämlich Robinson, der unumschränkte König und Beherrscher der ganzen Insel, verrichtete vor Freytags Augen das Amt einer Stallmagd, und melkte mit eigner hoher Hand die Lamas, um dem Freytag zu zeigen, wie er es machen müße.

Freytag wußte noch nicht, was das wäre. Denn sein und seiner Landsleute schwacher Verstand war noch nicht darauf verfallen, daß die Milch der Thiere eine nahrhafte und gesunde Speise sey. Noch nie hatte er Milch gekostet, und war daher ganz entzückt über den angenehmen Geschmack derselben, da Robinson ihm davon zu kosten gab.

Nach allem dem legten sie sich zur Ruh. Und Robinson vergaß nicht, ehe er sich schlafen legte, Gott dafür inbrünstig zu danken, daß von ihm die Gefahren des Tages abgewendet waren, und ihm ein menschlicher Gehilfe zugeführt ist worden.

Joseph. Aber nicht wahr, Vater! jetzt wird Robinson schon um viel mehrer machen können, als zuvor, weil er einen Gehilfen bekommen hat?

Vater. Ganz gewiß, meine Kinder! und ihr werdet immer deutlicher sehen, was für große Vortheile dem Menschen zufließen aus dem, daß er nicht allein, sondern bey vielen seines gleichen ist. Niemand ist gern allein, sondern alle Menschen

schen empfinden einen innerlichen starken Trieb, mit andern Menschen umzugehen, und Freundschaft zu machen.

Am andern Morgen war gleich das erste, daß Robinson mit seinem Freytag zu jenem Platz hingiengen, wo die Wilden den Tag zuvor ihre unmenschliche Mahlzeit gehabt hatten. Im Hingehen kamen sie zunächst an den Ort, wo die beyden Wilden verscharrt lagen, die Robinson erschlagen hatte. Freytag zeigte auf die Stelle hin, und ließ sich nicht undeutlich merken, daß er wohl Lust hätte, die todten Leiber wieder auszugraben, und eine Mahlzeit davon zu halten. Aber Robinson machte ein erschreckliches Gesicht, womit er seinen Unwillen und Abscheu zu erkennen gab, er hob seine Lanze drohend empor, und gab ihm zu verstehen, daß er ihn auf der Stelle tödten würde, sobald er es sich nochmal einfallen ließ, Menschenfleisch zu essen. Freytag verstund die Drohung, und unterwarf sich demüthig dem Willen seines Herrn, ungeachtet er nicht hat begreifen können, aus was Ursachen er ihm ein Vergnügen versage, welches er ganz und gar nicht für abscheulich oder für unrecht hielt.

Nun waren sie bey der Feuerstelle angekommen. Aber was für ein gräulicher Anblick! Hier lagen Knochen, dort halb zernagte Fleischstücke von Menschen, und allenthalben war der Boden mit Blut gefärbt. Robinson mußte seine Augen davon abkehren. Er befahl, Frey-

tag solle alles auf einen Haufen werfen, alsdann ein Loch in die Erde graben, und die traurigen Ueberbleibsel der Unmenschlichkeit seiner Landesleute darinn verscharren; und Freytag gehorchte.

Robinson suchte indeß mit großer Sorgfalt die Asche durch, ob nicht vielleicht ein Fünklein Feuer möchte übrig geblieben seyn: Aber umsonst! Es war gänzlich erloschen. Das war nun sehr traurig für ihn. Denn, nachdem der Himmel ihm einen Gesellschafter verliehen hatte, blieb ihm fast nichts zu wünschen übrig, als Feuer.

Indem er nun so da stund, und mit traurigen Blicken die todte Asche betrachtete, so machte Freytag, der ihm eine Zeitlang aufmerksam zugesehen hatte, mit den Händen einige Zeichen, die nicht wohl zu verstehen waren, ergrif darauf das Beil, rennte wie der Wind in den Wald, und ließ den Robinson allein, der seine Absicht nicht begreifen konnte, und sich über dieses plötzliche Weglaufen nicht wenig verwunderte.

Robinson dachte nichts anders, als daß Freytag undankbar genug seyn wollte, ihn sogar seines Beils zu berauben, damit er mit Hilfe desselben sich seiner Wohnung bemächtigen, und den guten Robinson mit Gewalt davon ausschließen könnte.

Unter diesen Gedanken sah er plötzlich den Freytag in vollem Laufe wieder zurück kommen. Robinson blieb stehen, und sah mit Verwunderung,

derung, daß Freytag im Herbeylaufen eine Handvoll dürres Gras in die Höhe hielt, aus welchem Rauch empor stieg. Gleich darauf faßte es Flamme. Freytag warf es zur Erde, legte ohne Verzug noch mehr trocknes Gras und dürre Reiser hinzu, und Robinson sah zu seinem freudigen Erstaunen in demselben Augenblicke ein helles lustiges Feuer aufbrennen. Jetzt begrif Robinson erst, warum Freytag davon gelaufen war. Nämlich er war mit dem Beil in den Wald gerennt, um zwey dürre Holzstücke von einem trocknen Stamme abzuhauen. Diese hatte er so geschwind und so geschickt zu reiben gewußt, daß sie sich entzündeten. Dann hatte er hurtig das gloschende Holz in etwas Heu gewickelt, und war mit diesem Heu in der Hand so schnell, als möglich, davon gerennt. Durch die geschwinde Bewegung gerieth das entzündete Heu in Flammen.

Robinson war vor Freuden außer sich, da er seinen Argwohn zernichtet, und sich wieder im Besitz des so lange entbehrten, und so sehnlich gewünschten Feuers sah. Sogleich nahm er einen glühenden Feuerbrand, und lief damit, von Freytag begleitet, in seine Wohnung.

Hier machte er augenblicklich ein helles Feuer in seiner Küche an, legte einige Erdäpfel dazu, und flog darauf, wie der Wind, nach seiner Heerde, um ein junges Lama zu holen. Dieses wurde sogleich geschlachtet, abgestreift, und ein Viertel davon an den Spieß gesteckt. Freytag wurde zum Bratenwenden bestellt.

Un-

Unterdessen schnitt Robinson ein Bruststück ab, und legte es wohlgewaschen in einen Hafen. Dann schälte er einige Erdäpfel, zerstampfte zwischen zwey Steinen türkisch Korn, das er auch auf der Insel gefunden hatte, zu Mehl, that beydes zu dem Fleisch in den Hafen, und setzte, nachdem ers gesalzen hatte, mit Wasser zum Feuer hin, um sich eine Suppe zu sieden, dergleichen Speise er wenigst in acht Jahren nicht genossen hatte. Man kann sich vorstellen, wie sehr ihm der Mund darnach wässern mußte!

Freytag machte bey diesen Zurüstungen große Augen, weil er nicht begreifen konnte, wozu das Ding alles taugen sollte. Vom Kochen hatte er nie etwas gehört oder gesehen; er wußte daher auch kurzum nicht zu errathen, was das Wasser im Hafen bey dem Feuer machen sollte. Da Robinson indeß auf einige Augenblicke in seine Höhle gegangen war, und das Wasser im Hafen zu sieden anfieng, so verwunderte sich Freytag nicht wenig darüber, daß das Wasser im Hafen auf einmal in völliger Bewegung war. Da es nun vollkommen aufwallete, und von allen Seiten anfieng überzulaufen, so gerieth er auf den närrischen Einfall, es müße vielleicht ein lebendiges Thier im Hafen seyn, welches diese Aufbrausung verursachte. Damit aber dieses Thier nicht alles Wasser aus dem Hafen heraustreiben möchte, so steckte er hurtig seine Hand hinein, und wollte es fangen. Aber da fieng er auch so entsetzlich an

zu schreyen, daß Robinson voller Angst und Schrecken herbey lief, weil er im ersten Augenblicke nichts anders vermuthete, als daß die Wilden da wären, die seinen Freytag angepackt hätten. Er war fest entschlossen, für die Befreyung seines Freundes Blut und Leben zu wagen.

Aber — wie erstaunte er nicht, da er den Freytag ganz allein, wie einen Unsinnigen mit den allerseltsamsten Gebährden herumtanzen sah! Er wußte lange nicht, was er davon denken sollte. Endlich, weil Freytag noch nicht mit ihm reden konnte, so zeigte er durch Erklärungen, daß das ganze Unglück nur darinn bestehe, daß er sich die Hand ein wenig verbrennt habe.

Joseph. Warum hat er denn wegen einer solchen Kleinigkeit ein so entsetzlichen Lärm gemacht?

Vater. Darum, weil er glaubte, das Wasser sey verzaubert.

Marianne. Verzaubert? Wird ja das nicht geglaubt haben?

Vater. Das hat Freytag dem Robinson selbst eingestanden, als sie nach einem Jahre miteinander haben reden können.

Joseph. Das ist aber entsetzlich dumm, ein siedendes Wasser für Zauberey ansehen!

Vater. Einem wilden Amerikaner ist diese Dummheit noch zu verzeihen; denn Freytag war unter wilden, unwissenden Völkern auferzogen. Er hat nie gehört, daß man Wasser heiß ma-

chen

chen kann und hat auch nie empfunden, wie es thut, wenn man die Hand in ein siedendes Wasser steckt. Er hat also schlechterdings nicht begreifen können, woher der Schmerz kommen müße, den er vom siedenden Wasser ausgestanden hat. Er glaubte also steif und fest, es könne die Sache nicht natürlich hergehen, und müße Zauberey dahinter stecken.

Robinson hatte viele Mühe, den Freytag zu beruhigen, und nach langem Zureden brachte er ihn wieder dahin, daß er den Braten noch ferner umtriebe, bis derselbe ganz gebraten war Aber den siedenden Hafen sah Freytag noch immer mit Grausen an.

Da die Mahlzeit fertig war, und es an Löffeln fehlte, so goß Robinson zwo Porzionen Suppe in zwey andere Häfen, um sie daraus zu trinken. Aber Freytag war durchaus nicht zu bewegen, einen anzunehmen, weil er die Suppe für einen bösen Trank hielt. Ja es schauderte ihn, da er den Robinson diese Brühe trinken sah. Aber von dem Braten und den Kartoffeln aß er mit großem Wohlgefallen.

Wie sehr der Genuß warmer Speisen unsern Robinson erfreute, kann man sich nicht vorstellen. Darüber vergaß er alle ausgestandenen Mühseligkeiten der verfloßenen kummervollen Jahre, und glaubte jezt wieder mitten in Europa versezt zu seyn. So weiß die Vorsehung die Wunden unsers Herzens oft in einem Augen=

genblicke durch den Balsam unverhofter Freuden zu heilen.

Nun hatte alles eine andere, weit angenehmere Gestalt für Robinson genommen. Sein Leben war jetzt nicht mehr einsam, er hatte einen Gesellschafter, mit dem er zwar noch nicht reden konnte, aber dessen bloße Gesellschaft ihm zur Hilfe und zum Trost gereichte; er hatte wieder Feuer und wohlschmeckende gesunde Nahrungsmittel genug, um den Hunger zu stillen.

Ein jeder anderer hätte jetzt sich auf den Müssiggang gelegt, und die ganze Last der Arbeit dem Freytag überlassen. Aber Robinson ließ nicht nach an allen Verrichtungen der Fleißes, und der täglichen Beschäftigungen Antheil zu nehmen. Je mehr er jetzt mit mehrern Händen ausrichten konnte, desto mehrer Arbeiten unternahm er jetzt. Und obschon er so zu sagen Ueberfluß an allem hatte, so erlaubte er sich doch nie, mehrer Speis und Trank zu sich zu nehmen als er vonnöthen hätte, Hunger und Durst zu stillen. Damit er nun diesen schönen Vorsatz nie vergessen möchte, so hauete er mit seinem Beil in die Felsenwand die beyden Worte ein: Arbeit und Mäßigkeit!

Der Zustand Robinsons war jetzt so glücklich, als er hatte seyn können. Die einzige große Sorge beunruhigte ihn noch, daß die Wilden vielleicht bald wieder kommen würden, um ihre

ihre zurückgebliebenen Gefährten aufzusuchen, und daß es dann leicht zwischen ihm und ihnen wieder zu blutigen Händeln kommen könnte. Er zitterte vor dem Gedanken, abermals in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, Menschenblut vergießen zu müßen, und zugleich war es noch zweifelhaft, was er selbst dabey für ein Schicksal haben werde.

Bey diesen Umständen mußte er auf seine eigne Sicherheit, so viel möglich, bedacht seyn. Schon längst hatte er gewunschen, seine Burg zu einer ordentlichen Festung zu machen: aber so lang er noch allein war, schien ihm die Ausführung dieses Anschlags unmöglich zu seyn. Jetzt aber, da er um zwey Hände mehr hatte, konnte er so etwas schon leichter unternehmen. Nach einer genauen Ueberlegung ward beschlossen, außerhalb der Baumwand, rund um seine Burg herum einen breiten und tiefen Graben aufzuwerfen, und den inwendigen Rand des Grabens mit Pallisaden, das ist, mit spitzigen Pfählen, zu versehen.

In diesen Graben mußte man die kleine Quelle leiten, die unweit seiner Wohnung war, und zwar so, daß die Hälfte des Wassers durch seinen Hof fließen mußte, damit es ihm, im Fall einer ordentlichen Belagerung; nicht an Wasser fehlen möchte.

Es war schwer genug, dieses alles dem Freytag durch Zeichen zu verstehen zu geben. Indessen glückte es ihm endlich dennoch damit; und

Frey-

Freytag lief nach dem Gestad, um allerley Werkzeuge zum Graben und Schaufeln, nämlich große Muscheln, und platte scharfe Steine zu suchen. Dann setzten sich Beyde in Arbeit.

Man kann leicht denken, daß dieses abermal kein leichtes Geschäft gewesen sey. Der Graben mußte wenigstens drey Ellen tief, und vier Ellen, breit und noch darüber gegen hundert Schritte lang seyn. Und dazu kein eisernes Werkzeug, keine Hacke, kein Spaten, keine Schaufel zu haben! man denke nur einmal nach, was das sagen wolle. Pallisaden brauchte man beynahe vierhundert Stück; und diese bloß mit einem einzigen steinernen Beile hauen und zuspitzen wollen; das war in der That kein leichtes Unternehmen!

Aber alle diese Schwierigkeiten schreckten ihn nicht ab. Durch das mäßige und immer arbeitsame Leben war auch sein Muth zu allen Unternehmungen weit größer geworden, als wenn er im Müssigang und Wohlleben wäre erzogen worden. Sein Wahlspruch war: **Mit Gott und gutem Muth!** Mit diesem Spruch fieng er jedes wichtige Geschäft an, und ließ nicht eher nach, bis das Werk geendet war.

Beyde, Robinson und Freytag arbeiteten täglich von frühem Morgen bis zum späten Abend mit Lust und Eifer, und es ist erstaunlich, wie weit sie es, ungeachtet ihrer elenden Werkzeuge, an jedem Tag mit der Arbeit brachten. Zum Glücke wehete zwey Monate hintereinander ein

solcher Wind, der es den Wilden unmöglich machte, ihre Insel zu besuchen. Sie konnten also ungestört fortarbeiten.

Indem sie so arbeiteten, war Robinson neben bey bemüht, seinem Gehilfen nach und nach so viel von der deutschen Sprache zu lehren, daß er ihn verstehen konnte, wenn er mit ihm redete. Und eh ein halbes Jahr verstrich, lernte Freytag so viel deutsch, daß beyde sich ihre Gedanken mittheilen konnten.

Das war wieder ein neuer Zuwachs von Glückseligkeit für unsern Robinson. Denn bisher hatte er an Freytag nur einen stummen Gehilfen gehabt, jetzt aber war er im Stand, sein wirklicher Gesellschafter, und sein Freund zu werden. O wie verschwand nun gegen diese Freude das geringe Vergnügen, welches er vorher von dem gedankenlosen Geschwätz des Papageyen hatte.

Freytag erzeigte sich immer mehr und mehr als einen gutherzigen jungen Menschen, in dem kein Falsch war. Daher gewann auch sein Herr ihn von Tag zu Tag lieber, und trug nach einiger Zeit gar kein Bedenken mehr, ihn neben sich in seiner eigenen Höhle schlafen zu lassen.

In weniger als zwey Monaten war die Graben-Arbeit fertig, und nun konnten sie jeden Anfall der Wilden ruhig erwarten. Denn ehe einer über den Graben kommen und die Pallisaden ersteigen konnte, war es ihnen leicht,

ihn entweder mit Pfeilen zu erschießen, oder mit den langen Spießen zu erstechen.

Nichts war dem Robinson angenehmer zu hören, als da Freyteg versicherte, daß er einen Kahn, oder ein Schifflein machen könnte. Er führte ihn dann nach dem Orte, wo er selbst schon seit einigen Jahren an einem Schiffe gearbeitet hatte. Hier zeigte er ihm den Block, der noch nicht um den dritten Theil ausgehöhlt war, und sagte ihm, wie viel Zeit er schon verwendet habe.

Freytag schüttelte den Kopf, und lachte. Auf die Frage, was er denn daran auszusetzen fände, antwortete er, daß es alle diese Arbeit nicht bedurft hätte; man könnte einen solchen Block viel besser, und zwar in kurzer Zeit durch Feuer aushöhlen. Wer war froher über diese Nachricht, als Robinson. Er glaubte schon in den Gedanken, fortzuschiffen, und sich aus dieser einsamen Insel erlöset zu sehen. Es ward beschlossen, das Werk gleich mit Anbruch des morgenden Tag es anzufangen.

Joseph. O ich wollte ihm gern seine Erlösung wünschen.

Marianne. Und ich auch.

Vater. Aber wer weis, was wieder dazwischen kommen kann, daß der Schiffbau oder die Abreise doch noch eingestellt werden muß? Die Zukunft ist ein ungewißes, veränderliches Ding, und fällt gemeinigliich ganz anders aus, als wir

erwartet hätten. Unsere Hoffnungen, wenn sie auch noch so zuverläßig zu seyn scheinen, schlagen nicht selten fehl: und es zeigt daher viel Weisheit an, wenn man sich immer schon zum voraus darauf gefaßt macht.

Robinson, der dieses schon aus der Erfahrung gelernt hatte, gieng jetzt in Begleitung des Freytags nach Hause, mit dem Vorsatz, die Erfüllung seines Wunsches der allweisen und allgütigen Vorsehung zu überlassen, weil Gott doch besser, als er, wisse, was für ihn das Beste sey. Und so, meine lieben Kinder! wollen wir in ähnlichen Fällen es auch machen.

Weil in unserm Lebenslauf sich oft, recht oft zuträgt, daß es nicht allemal nach unserm Wunsch und Sinne geht, was glaubst du, Joseph! was für Leute betragen sich in solchen Fällen am vernünftigsten?

Joseph. Ich glaube, die, welche sich schon daran gewöhnt haben, und die schon dazu vorbereitet sind.

Vater. Glaubst du nicht, daß man auf Reisen nicht allemal einen guten angerichteten Tisch, und nicht allemal ein sanftes Federbett haben kann?

Joseph. O ja, das geschieht oft.

Vater. Was glaubst du jetzt: welche Leute können eine gute Tafel, oder ein weiches Bett am leichtesten entbehren?

Joseph. Ich glaube wohl die, welche sich schon länger gewohnt haben, zu fasten, oder auf dem Stroh zu schlafen.

Vater. Getroffen, mein Sohn! Wer sich dazu gewöhnt, daß er nicht allemal seinem eignen Willen folgt, daß er sich oft selbst etwas versagt, was ihm angenehm wäre, der wird nach und nach geschickt, auch sonst im Leben viele unangenehme Sachen ganz gelassen und freudig zu ertragen, die ein anderer nur mit Unwillen und Wehklagen ertragen muß.

Vater. Ihr werdet in der Folge selbst oft erfahren, was ich euch, liebe Kinder! kurz zuvor gesagt habe.

Kinder. Was dann?

Vater. Ich habe gesagt, daß im menschlichen Leben oft unsere gewißesten Hoffnungen vereitelt werden.

So ergieng es auch unserm Robinson; denn sehet! es fieng Tags darauf wieder die gewöhnliche Regenzeit an, von welcher Robinson wußte, daß sie allemal gegen zwey Monate fortdauren werde. Der Schiffbau mußte also aufgeschoben, und die Zeit mit häuslichen Verrichtungen zugebracht werden.

Jetzt hat es dem Robinson an den regnichten Tagen, und in den finstern Abendstunden ganz wohl bekommen, daß er wieder Feuer, und noch mehr, daß er einen Gesellschafter und Freund

hatte, mit dem er unter gemeinschaftlicher Arbeit die Zeit mit vertraulichen Gesprächen vertreiben konnte. Vormals hatte er die ganze Zeit einsam, ohne Beschäftigung, und im Finstern zubringen müßen; jetzt saß er mit Freytag bey dem Kuchenfeuer, oder bey einer Ampel, arbeitete und plauderte, und hatte nie lange Weile, die so beschwerlich ist.

Freytag lehrte ihn allerley kleine Künste, die er unter den Wilden getrieben hatte, und die Robinson nicht wußte; hernach lehrte auch Robinson ihn wieder andere Sachen, wovon die Wilden nichts wissen. Auf diese Art nahmen beyde an Kenntnißen und Geschicklichkeiten zu, und brachten miteinander eine Menge kleiner Kunstwerke zu Stande, die einer allein nicht hätte verfertigen können. Da fühlte dann ein jeder recht lebhaft, wie gut es ist, daß die Menschen durch Geselligkeit und Freundschaft zusammen gehalten werden, und nicht wie die wilden Thiere einzeln auf dem Erdboden herumschwärmen.

Freytag verstund unter andern die Kunst, Decken aus Bast zu verfertigen, die er so fein und dicht zu flechten wußte, daß sie füglich als Kleider konnten gebraucht werden. Robinson lernte ihm diese Kunst ab; und da verfertigten beyde einen solchen Vorrath davon, daß ein jeder ein ganzes Kleid davon bekam. O wie freute sich Robinson, daß ihm die beschwerliche Kleidung aus steifen und ungegärbten Fellen endlich einmal entbehrlich geworden war!

Fer-

Ferner verſtund Freytag auch die Kunſt, Garn und Stricke zu drehen, und Fiſch-Netze zu knüpfen, die diejenigen, welche Robinſon bisher gemacht hatte, bey weitem übertrafen. Mit all dieſen Arbeiten haben ſich beyde manchen langen Abend auf die angenehmſte Weiſe verkürzet.

Während dieſer häuslichen Geſchäftigkeit war Robinſon hauptſächlich darauf bedacht, den Verſtand ſeines armen wilden Freundes ein wenig aufzuklären, und ihm nach und nach wahre und würdige Begriffe von Gott beyzubringen. Wie ſchwach und irrig die Religionswiſſenſchaft bey Freytag geweſen, kann man aus folgendem Geſpräche zwiſchen ihm und ſeinem Herrn erſehen.

Robinſon. Sage mir doch, Freund Freytag! weißt du wohl, wer das Meer, die Erde, die Thiere, und dich ſelbſt erſchaffen hat?

Freytag. O ja, das hat der Toupan gethan.

Robinſon. Wer iſt denn der Toupan?

Freytag. Das iſt der Donnerer.

Robinſon. Aber wer iſt denn der Donnerer?

Freytag. Ein alter, alter Mann, der länger lebt als alle Dinge, und der den Donner macht. Er iſt viel älter, als Sonne, Mond und Sterne, und alle Dinge ſagen O zu ihm. (Er wollte ſagen: alle bethen ihn an.)

Robinson. Wo kommen denn euere Leute hin, wenn sie sterben?

Freytag. Sie kommen zum Toupan.

Robinson. Wo ist dann der?

Freytag. Er wohnt auf hohen Gebürgen. — Es kömmt keiner zu ihm hinauf, als die Owokakee's; (dieser Name bedeutet ihre Priester.) diese sagen O zu ihm, und erzählen uns dann wieder, was er gesprochen hat.

Robinson. Haben die Leute, wenn sie nach dem Tod zu ihm kommen, es gut bey ihm?

Freytag. O ja, wenn sie hier recht viel Feinde geschlachtet und aufgegessen haben.

Robinson erschrack vor diesem kläglichen Irrthum; und fieng von dem Augenblicke an, ihm bessere Begriffe von Gott, und von dem Leben nach dem Tode mitzutheilen. Er lehrte ihn, daß Gott ein unsichtbares, höchstmächtiges, höchstweises und gütiges Wesen sey; daß er alles, was da ist, erschaffen habe, und für alles sorge; er selbst aber habe nie einen Anfang genommen; daß er überall zugegen sey, und wisse alles, was wir denken, reden und thun; daß er Wohlgefallen am Guten finde, und alles Böse verabscheue; daß er hier und im ewigen Leben nur diejenigen glücklich mache, die sich von ganzem Herzen bestrebt hätten, gut zu werden.

Freytag hörte diese erhabene und trostreiche Lehre mit ehrenbiethiger Aufmerksamkeit an, und prägte sie tief in sein Gedächtniß ein. Er wollte immer mehr davon wissen. Und weil Robinson eben so begierig war, ihn zu lehren, als er zu lernen, so sah er in kurzer Zeit die wichtigsten Glaubenswahrheiten so deutlich und überzeugend ein, als sein Lehrer ihm dieselben vortragen konnte. Von der Zeit an schätzte er sich unendlich glücklich, daß er aus seinem Vaterland auf diese Insel ist gebracht worden, und er sagte oft selbst, daß der liebe Gott es recht gut mit ihm gemeynt habe, daß er ihn in die Hände seiner Feinde habe fallen lassen, weil er sonst mit Robinson nie würde bekannt worden seyn. "Und dann (setzte er hinzu) hätte ich diesen guten Gott in diesem Leben wohl niemals kennen gelernet.

Von jetzt an verrichtete Robinson sein Gebeth allemal in Freytags Gegenwart, und es war recht rührend anzusehen, mit welcher freudigen Andacht dieser ihm nachbethete. Und nun lebten beyde so vergnügt und glücklich, als immer zwey Menschen leben können, die von aller übrigen Menschen-Gesellschaft abgesondert sind. So verstrich die Regenzeit, ohne daß sie es merkten.

Endlich giengs an die Schiff-Arbeit. Mit vereinigten Kräften waren in zwey Monaten Schiff, Ruder und Segeltücher, die sie aus Baumbast flochten, fertig. Durch Walzen brachten sie es bis an das Meer hin, und es

machte ihnen nicht wenig Freude, da sie sahen, daß es vollkommen brauchbar sey.

Weil Robinson stets mit dem Gedanken umgieng, so bald als möglich wieder zu gesitteten Menschen zu kommen, so wurden alle nöthigen Anstalten zur Abreise gemacht; und das Schiff mit so viel Lebensmitteln versehen, als es tragen konnte, um mit dem ersten und beßten günstigen Winde in Gottes Namen nach der Gegend abzufahren, in welcher nach Freytags Vermuthung, die nächste Küste des festen Landes lag.

Vater. Nun, Kinder! Robinson und Freytag haben eingepackt, und sind im Begriffe abzusegeln. Da Robinson seine Burg verlassen hatte, blieb er auf dem Hügel über derselben nachdenkend stehen, und hieß seinen Gefährten ein wenig vorangehen. Dann überdachte er noch einmal alle überstandenen Schicksale seines einsamen Lebens an diesem Orte, und ward über die wunderbare Führung des Himmels, die ihn so sichtbar geleitet hatte, tief im Innersten seines Herzens gerührt. Dankbare Freudenthränen floßen aus seinen Augen. Dann fiel er auf die Knie, dankte Gott für alle empfangene Wohlthaten, und bath ihn ferner um seinen Schutz auf der vorhabenden Reise.

Jetzt richtete er sich, gestärkt durch göttlichen Trost, wieder auf, und übersah noch einmal die

ihm

ihm so liebe Gegend, die er nun verlassen sollte. Sein nasser Blick blieb traurig hangen an jedem Baume, in dessen Schatten ihm einst wohl gewesen war, an jedem Werke seiner Hände, welches er im Schweiße seines Angesichts gemacht hatte. Es war ihm nicht anders dabey zu Muthe, als wenn er sich von eben so vielen Freunden trennen sollte. Und da er nun vollends seine im Grase weidende Lamas erblickte, mußte er sein Gesicht von ihnen wegkehren.

Endlich ermannte er sich, breitete seine Arme gegen die ganze Gegend aus, als wenn er alles, was darinn war, umarmen wollte, und rief mit lauter Stimme aus: **Lebt wohl, ihr theuren Zeugen meiner überstandenen Leiden! Lebt wohl!** Jetzt richtete er noch einmal seine Augen gen Himmel, und trat entschlossen den Weg zum Strande an.

Im Weggehen bemerkte er seinen Papagey, der von Baum zu Baum neben ihm herflatterte. Er konnte dem Verlangen ihn mitzunehmen, nicht widerstehen; also streckte er seine Hand gegen ihn aus, und rief **Pol! Pol!** und **Pol** hüpfte hurtig auf seines Herrn Hand herab, kletterte von da auf seine Schulter, und blieb ruhig sitzen. So kam Robinson bey seinem, ihn mit Ungeduld erwartenden Freytag an, und beyde stiegen in das Schiff.

Es war der dreyßigste November des Morgens um acht Uhr, im neunten Jahr seines Aufenthaltes auf dieser einsamen Insel, da sie bey

völlig

völlig günstigem Winde und heiterm Wetter vom Lande abstießen.

Sie waren kaum eine halbe Stunde fortgesegelt, als sie an ein Rif von Klippen kamen. — Ein Rif nennt man eine Reihe aneinander hängender Felsen, die entweder unter dem Wasser verborgen liegen, oder hie und da hervorragen. Diese Felsen liefen von einem Vorgebürge der Insel über zwey deutsche Meilen weit in die See hinein. Drüber weg zufahren, schien beyden gefährlich zu seyn; also gaben sie dem Segel eine andere Richtung, um durch einen Umweg dieser Felsenreihe auszuweichen.

Kaum hatten sie die äußerste Spitze des Rifs erreicht, als ihr Schif auf einmal mit solcher Geschwindigkeit fortgerissen ward, als wenn sie den stärksten Sturmwind im Rücken gehabt hätten. Beyde erschracken, und zogen geschwind das Segel ein; aber das half nichts; der Kahn schoß vielmehr eben so schnell durch die Fluth als vorher; und nun sahen sie zu ihrem Schrecken, daß sie sich mitten auf einem **Meerstrome** befänden.

Joseph. J, sind denn im Meere auch Ströme oder Flüsse?

Vater. O ja! Weil der Grund des Meers eben so ungleich, als die Oberfläche des festen Landes, ist; weil es da eben so, wie hier zu Lande, Berge, Hügel und Thäler giebt: so kriegt das Wasser, nach den niedrigern Gegenden hin, einen starken Schuß, und daher entstehen,

stehen dann auch im Meere große Ströme, welche gemeiniglich sehr reißend sind. Gerathet denn ein Schif, besonders ein kleines, auf einen solchen Meerstrom, so sieht es gefährlich damit aus; weil sie nicht im Stande sind, wieder davon zu kommen, und werden oft wohl fünfzig und mehr Meilen weit, ins weite Meer getrieben.

Marianne. Ach, armer Robinson, wie wird dirs nun ergehen?

Joseph. Wäre er nur auf seiner Insel geblieben! Ich dachts wohl, daß wieder so was heraus kommen würde.

Vater. Dießmal war es nicht Vorwitz, noch Leichtsinn, wodurch er zu dieser Reise bewogen ward. Er hatte vielmehr die vernünftigste Beweggründe dazu gehabt; denn er hoffte wieder unter gesittete Menschen, und durch diese in sein Vaterland zu kommen.

Beyde strengten alle ihre Kräfte an, um wo möglich, den Kahn durch Rudern aus dem Strome herauszuarbeiten; aber vergebens! Mit vieler Schnelligkeit riß er sie dahin, und schon waren sie so weit fortgetrieben, daß sie das flache Land ihrer Insel aus dem Gesicht verloren. Ihr Untergang schien nun unvermeidlich zu seyn; denn es konnte höchstens nur noch eine halbe Stunde dauren: so wären auch die höchsten Gipfel der Berge aus ihrem Gesichte verschwunden, und sie außer Stand die Insel wieder zu finden.

Den=

Denket, Kinder! an ihren schrecklichen Zustand. Sie waren mitten auf dem Meere, in einem kleinen unsichern Nachen, und hatten nur auf wenige Tage Lebensmittel bey sich. Hier zeigte es sich, was für ein großer Schatz, eine wahre Frömmigkeit und ein gutes Gewissen in der Noth und im Unglück sind. Hätte Robinson diese nicht gehabt: so würde er in Verzweiflung gerahten seyn, und seinem Leben ein Ende gemacht haben, um dem langsamen und schrecklichen Tode des Hungers zu entgehen.

Aber, wenn alle irdische Hilfe verschwindet, wenn die Noth unglücklicher Menschen aufs höchste gestiegen ist, und nirgends mehr ein Rettungsmittel übrig zu seyn scheint; dann, lieben Kinder! pflegt die Hand Gottes uns durch Mittel zu helfen, die wir gar nicht voraus gesehen hatten. So giengs auch hier. Freytag war wirklich der Verzweiflung nahe. Unfähig ferner zu arbeiten, und völlig muthlos legte er das Ruder nieder. Da auch Robinson selbst alle Hoffnung des Lebens nun schon für gänzlich verschwunden hielt, und vor Mattigkeit zu rudern aufhören mußte, merkte er plötzlich, daß das schnelle Treiben des Kahns etwas verhindert ward. Er sah auf die Oberfläche des Wassers hin, und bemerkte, daß sich der Strom hier getheilt habe, daß der stärkste Arm desselben gegen Norden ströme, indes der andere minder schnell fließende, auf dem ihr Nachen jetz fortschwam, sich durch eine Krümmung nach Süden drehte.

Mit unaussprechlicher Freude rief er aus: Munter, Freytag! Gott will, daß wir leben sollen! Dann ergriffen beyde die Ruder, arbeiteten mit unbeschreiblicher Anstrengung dem Strome entgegen, und sahen mit Entzücken, daß ihre Bemühung dießmal nicht vergebens war. Robinson bemerkte auch, daß ihnen jetzt der Wind zu statten kommen würde. Augenblicklich spannte er das Segel aus; der Wind blies lebhaft hinein; und so hatten sie in kurzer Zeit die Freude, sich aus dem Zuge des Stroms heraus, und auf der ruhigen Fläche des Meeres zu sehen.

Sie waren aber von ihrer Insel schon so weit verschlagen worden, daß sie von derselben nur noch ein kleines undeutliches schwarzes Fleckchen erblickten. Unsere Schiffer ruderten so rastlos zu, und der Wind blies so frisch gegen die Ostseite der Insel, auf welche sie jetzt lossegelten, daß sie in kurzer Zeit schon wieder Berge hervorragen sahen. „Frisch, Freytag! rief Robinson, das Ende unserer Mühseligkeit kömmt näher! Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als der Kahn einen so heftigen Stoß empfieng, daß sie beyde von ihren Sitzen herab der Länge nach auf den Schiffsboden stürzten. In dem Augenblicke stand der Kahn selbst stille und die Wellen fiengen an, hineinzuschlagen.

Die Kinder. O weh!

Vater. Der Kahn saß also plötzlich fest. Sie glaubten, sie wären auf eine Felsenspitze aufgefahren, und da wärs aller Wahrscheinlichkeit nach um sie geschehen.

Robinson untersuchte so geschwind als möglich, mit dem Ruder den Grund im Wasser, und da er ihn rund um das Schiff herum fest, und das Wasser nicht über eine Elle hoch fand: so sprang er hinein. Freytag folgte seinem Beyspiel, und beyde fanden zu ihrem großen Troste, daß es nur eine Sandbank und kein Felsen sey, worauf sie gerathen waren,

Sie strengten darauf alle ihre Kräfte an, um den Kahn wieder zurück ins tiefere Wasser zu bringen. Es glückte ihnen; und beyde sprangen wieder hinein.

Nachdem sie das eingespritzte Wasser, so gut es mit den Rudern gehen wollte, wieder ausgeworfen hatten, beschloßen sie, vorsichtiger zu Werke zu gehen und ohne Segel zu fahren. So ruderten sie wohl vier Stunden neben der Sandbank hin. Robinson merkte, daß dieß eben dieselbe sey, auf welcher er vor neun Jahren Schiffbruch gelitten.

Endlich erreichten sie wieder ein ordentliches Fahrwasser, und ruderten mit aller Gewalt der Insel zu. Sie erreichten endlich den Strand, da die Sonne eben ihre letzten Blicke auf den Gipfel der Berge warf, und stiegen ganz ermattet, aber froh über die glückliche Rettung, ans Land.

Bey-

Beyde hatten den ganzen Tag keinen Bissen genossen, sie setzten sich gleich am Strande nieder, und hielten von dem Vorrathe, den sie mit sich zu Schiffe genommen hatten, eine reichliche Mahlzeit. Dann zogen sie den Kahn in eine kleine Bucht, nämlich wo das Wasser weiter ins Land eintritt, und das Schiff sicher war, befestigten es an einen Pfahl, und giengen nach ihrer Wohnung. Robinson verrichtete, ehe er sich zur Ruhe begab, ein feueriges Dankgebeth für die abermalige Errettung.

Den folgenden Tag beym Frühstück fragte Robinson den Freytag: „ Hättest du nicht Lust, dich noch einmal so wie gestern mit mir zu wagen?

Freytag. Gott bewahre!

Robinson. Also entschließest du dich, dein Leben auf dieser Insel mit mir zu endigen?

Freytag. Wenn nur mein Vater auch hier wäre!

Robinson. Also hast du noch deinen Vater?

Freytag. Ja, wenn er nur nicht unterdessen gestorben ist! Hier legte er die Kartoffeln aus der Hand, und Thränen rollten ihm über die Backen herab. Robinson dachte an seine Aeltern, und mußte sich gleichfalls die Augen wischen. Endlich sagte er: Sey gutes Muths, Freytag! dein Vater wird noch leben, und wenn es Gottes Wille ist: so wollen wir nächstens hinüber fahren, und ihn zu uns holen. Freytag war

voller Freude über diesen Antrag, sprang auf, und warf sich über Robinsons Knie, und konnte vor Schluchzen kein Wort sprechen. Nachdem er sich erholt hatte, fragte ihn Robinson, ob er auch der Fahrt nach seiner Heimath völlig kundig wäre, damit sie sich nicht ein ähnliches Unglück, als ihr gestriges zu besorgen hätten? — Freytag betheuerte, es wäre ihm das Fahrwasser dahin so bekannt, daß er zur Nachtzeit sich über zu schiffen getraue.

Robinson. Also bist du auch oft mit dabey gewesen, wenn man Menschen schlachtete, und hast sie verzehren helfen?

Freytag. O ja! ich wußte aber leider noch nicht, daß das was Böses sey! wir landeten allemal an der südlichen Seite der Insel, weil's die nächste war, und es da Kokusbäume giebt.

Robinson sah hieraus deutlicher ein, wie viel Ursache er habe, Gott zu danken, daß er ihn an der nördlichen Seite der Insel hatte Siffbruch leiden lassen, weil er sonst gewiß ein Raub der Wilden geworden wäre. Er versprach dem Freytag, daß sie nächstens hinüber fahren wollten. Für jetzt aber ließe sichs nicht thun, weil die Gartenarbeiten, zu denen es eben Zeit war, ihre Gegenwart erfoderten.

Zu diesen ward also gleich geschritten. Robinson und Freytag gruben in die Wette, und in den Ruhestunden waren sie darauf bedacht, sich immer brauchbarere Werkzeuge zu machen. Robinson begnügte sich nicht mehr damit, blos

für

für die nöthigsten Bedürfniße zu sorgen, sondern er dachte auch auf eine Verschönerung seines Aufenthalts. Er fieng mit Verbesserung des Gartenwesens an. Er theilte seinen Garten in ordentliche Felder ein; durchschnitt diese Felder mit Wegen, legte lebendige Hecken, Lauben und Alleen an; bestimmte den einen Platz zum Blumengarten; den andern zum Küchengarten, und einen dritten zum Obstgarten. In diesen letztern pflanzte er Zitronenbäume, nebst einer Menge anderer junger Bäume, auf die er Kokusreiser propfte. Jetzt pflanzten sie Erdäpfel, und Türkenkorn, und das geflanzte wuchs bald zu einer gesegneten Aernte heran. Dazwischen stellten sie Fischereyen an. An andern Tagen belustigten sie sich mit der Jagd; schoßen Vögel, und junge Lamas.

Beyde stellten auch öftere, und lange Wanderschaften auf der Insel an, besonders an solchen Tägen, an welchen ein Wind blies, der den Wilden entgegen war; und sie entdeckten bey solchen Gelegenheiten noch manches, was ihnen nützlich werden konnte.

Endlich war der Garten völlig bestellt, und nun wurde der Tag bestimmt, an welchem sie nach Freytags Heimath hinüberfahren, und den Vater desselben abholen wollten. Je näher aber die Zeit zur Abfahrt heranrückte, desto öfter fiel dem Robinson der Gedanke ein: Wie? wenn Freytags Landsleute dich dennoch als einen Feind behandelten? wenn sie an Freytags Vorstellun-

 gen

gen sich nicht kehrten, und du ein Opfer ihres abscheulichen Menschenhungers werden müßtest! Er konnte sich nicht enthalten, diese Besorgniß seinem Freund mitzutheilen. Aber Freytag versicherte ihn, daß er nichts zu besorgen habe; er kenne seine Landsleute zu gut, und wisse, daß sie keinem etwas zu Leide thäten, der nicht ihr Feind sey. Robinson traute der Ehrlichkeit seines Freundes; in dieser Absicht wurde der Kahn zum Abfahren zugerichtet, sie versorgten sich auf acht Tage mit Lebensmitteln, und beschloßen am folgenden Morgen in Gottes Nahmen abzufahren.

Robinson und Freytag mochten eine Stunde geschlafen haben, als sie durch ein heftiges Gewitter, welches unterdessen entstanden war, plötzlich aus dem Schlaf geweckt wurden. Der Sturmwind heulte fürchterlich, und der Donner krachte, daß die Erde davon erzitterte. Hörst du, Freytag, sagte Robinson. Weh uns, wenn dieses Ungewitter uns auf dem weiten Meer getroffen hätte!

Er hatte dieses kaum gesagt, als sie auf einmal einen Knall hörten, der einem fernen Kanonenschuß ähnlich war. Freytag meynte, es wäre ein Donnerknall gewesen. Robinson hingegen glaubte fest, einen Kanonenschuß gehört zu haben, und gerieth darüber in die freudigste Bestürzung. Er sprang eiligst vom Lager auf, lief

lief nach der Küche, und befahl dem Freytag, ihm zu folgen. Hier ergrif er einen Feuerbrand, und kletterte damit die Strickleiter hinauf. Freytag that ein gleiches, ohne zu wissen, was seines Herrn Absicht dabey war.

Auf dem Gipfel des Berges machte Robinson in größter Geschwindigkeit ein großes Feuer an, um den Nothleidenden ein Zeichen zu geben, daß sie hier auf dieser Insel einen sichern Zufluchtsort finden könnten. Er glaubte nämlich, das irgend ein Schiff in der Nähe sey, welches in Gefahr wäre, und deßwegen einen Nothschuß gethan hätte. Aber kaum loderte die Flamme auf, als ein so entsetzlicher Regenguß herabstürzte, daß das Feuer augenblicklich wieder ausgelöscht wurde. Beyde mußten sich wieder in ihre Höhle retten, um nicht fortgeschwemmt zu werden.

Nun wüthete der Sturm, der Platzregen rasselte, und der Donner krachte mit unbeschreiblicher Heftigkeit; es erfolgte Schlag auf Schlag, und obschon Robinson sich einbildete, als hörte er darunter von Zeit zu Zeit noch mehrere Kanonenschüsse, so war er doch zuletzt selbst zweifelhaft, obs nicht vielleicht blos der Donner gewesen sey. Dem ungeachtet lag ihm die ganze Nacht hindurch der süße Gedanke im Kopf, daß ein Schiff zu seiner Erlösung in der Nähe sey, daß dieses vielleicht glücklich an seine Insel ankommen, und ihn, nebst seinem treuen Freytag, nach Europa führen würde. Zehnmal versuch-

te er, ein neues Feuer anzulegen, aber der unaufhörliche Regen löschte es allemal wieder aus. Es blieb ihm also weiter nichts übrig, als für die Schiffleute zu bethen; und das that er mit der größten Inbrunst.

Joseph. Fürchtet er sich denn nicht mehr so vor dem Gewitter, wie er sich sonst geforchten hat?

Vater. Du siehst, daß diese närrische Furcht ihn jetzt auch verlassen haben muß; und woher wohl das?

Marianne. Weil er jetzt kein böses Gewissen mehr hat.

Vater. Richtig! und hernach auch deßwegen, weil er jetzt vollkommen überzeugt ist, daß Gott ein Gott der Liebe ist, und daß er jenen, die fromm sind und recht thun, nichts begegnen läßt, das nicht zuletzt zu ihrem wahren Beßten gereicht.

Erst mit Anbruch des Tages legte sich das Ungewitter; und Robinson rennte, von Freytag begleitet, zwischen Furcht und Hoffnung, zum Strande, um zu sehen, ob er recht gehört habe, oder nicht?

Aber das erste, was sie da sahen, war für beyde äußerst traurig, besonders für den armen Freytag, der fast nicht mehr zu trösten war. Der Sturm hatte nämlich ihr Schifflein losgerissen, und in das weite Weltmeer fortgeschleudert

dert; und diesen Verlurst hatte Freytag sehr tief empfunden. Aber Robinson tröstete ihn darüber, und sagte: Wer weis, wozu es uns gut seyn mag, unser Schifflein verloren zu haben? Wer weis, was der Sturm uns oder andern Menschen für Nutzen mag gebracht haben? — Schönen Nutzen, sprach Freytag, das Schifflein hat er uns genommen; das ist alles! — Also, erwiederte Robinson, weil du und ich mit unsern kurzsichtigen Augen keine andere Wirkung des Sturms, als die Wegführung unsers Schiffleins, wahrnehmen, so glaubst du, daß auch der allweise Gott keine andere Ursache gehabt habe, den Sturm zu schicken? Wie können wir uns wohl erkühnen, die Absichten des großen Gottes beurtheilen zu wollen?

Ja, aber was konnte Gott denn für Nutzen für uns gehabt haben, fragte Freytag. — Must du mich darum fragen? antwortete Robinson. Ich bin ja nicht allwissend, daß ich die Absichten des Weltregenten verstehen kann? vermuthen kann ich freylich dieß und das: aber wer sagt mir, ob ichs getroffen habe? Vielleicht haben auf unsrer Insel sich viele ungesunde Dünste gesammelt, daß ein Sturmwind nöthig war, sie zu zerstreuen, wenn wir beyde nicht krank werden, oder gar sterben sollten! Vielleicht hätte das Schifflein, wenn es geblieben wäre, uns ins Verderben! Vielleicht — Doch wozu alle diese Vielleicht? uns muß es genug seyn, zu wissen, daß Gott es sey, der dem Sturmwind gebietet,

und daß dieser Gott ein weiser und gütiger Vater aller seiner Geschöpfe sey.

Freytag gieng in sich, bereuete seinen Unverstand, und ergab sich in den Willen der Vorsehung.

Robinson blickte unterdessen immer auf die weite Fläche des Meers herum, ob er vielleicht nicht irgendwo ein Schiff wahrnehmen möchte. Aber umsonst! Es war nirgend eines zu sehen. Er sah also, daß er sich geirrt haben müße, und daß der gehörte Knall, den er für einen Kanonenschuß gehalten, nichts anders als der Knall des Donners müße gewesen seyn. Traurig über die Vereitlung einer so lieben Hoffnung gieng er wieder nach Hause.

Weil ihm aber da noch immer ein Schiff im Kopf und in den Gedanken lag, so kletterte er auf einen hohen Berg, wo er eine weite Aussicht auf das Meer hatte. Da er nun droben war, und nach der Morgenseite hinblickte — Himmel! was für ein freudiges Erschrecken bemächtigte sich da plötzlich seiner ganzen Seele! er sah nämlich, daß er sich nicht betrogen habe.

Die Kinder. Ists wirklich so?

Vater. Ja wirklich. Er sah ein Schiff, und zwar, ungeachtet der weiten Entfernung, so deutlich, daß er gar nicht zweifeln konnte, es sey wirklich eins, und noch dazu ein recht großes. Hier bin ich aber nicht im Stande, seine Freu-

de, sein unaussprechliches Entzücken zu beschreiben. Athemlos rennte er zurück nach seiner Burg, ergrif seine Waffen, und konnte zu Freytag, der ihn voll Verwunderung ansah, weiter nichts sagen, als: Geschwind! geschwind! und so wie der Wind, sammt dem Freytag die Strickleiter wieder hinauf und davon, als wenn er Flügel hätte.

Sie mußten über zwo Meilen laufen, bevor sie an die Stelle des Strandes kamen, wo sie das Schiff sehen konnten. Freytag machte große Augen, als er das Schiff sah, weil es hundertmal größer war, als das größte, welches er jemal gesehen hatte.

Robinson wußte vor Freude gar nicht, was er alles angeben sollt; er glaubte schon wirklich, auf dem Schiffe fortzufahren, und in Europa zu seyn. Der Strom seiner Worte war unerschöpflich. Ich glaube, er würde bis morgen fortgeredet haben, wenn er sich nicht auf einmal besonnen hätte, daß es thöricht wäre, die Zeit mit unnützen Worten hinzubringen, und daß er vor allen Dingen suchen müße, sich den Leuten auf dem Schiffe erkennen zu geben.

Aber wie? — Das war die Frage.

Er hieß seinen Freund, so geschwind, als möglich, ein Feuer anzünden, welches von dem Schiff her gesehen werden könnte. Dieser kam auch bald damit zu Stande, und nun erregte Robinson eine Flamme, welche baumhoch empor loderte. Seine Augen waren darauf un-

verrückt nach dem Schiff gerichtet, weil er alle Augenblicke erwartete, daß ein Boot zu ihnen kommen würde. Aber kein Boot wollte sich sehen lassen.

Endlich, da das Feuer schon eine Stunde vergeblich gebrannt hatte, that Freytag den Vorschlag, er wolle, so weit es auch immer wäre, hinschwimmen, und den Leuten sagen, daß sie herkommen sollten. Robinson umarmte ihn dafür, und bath ihn, daß er doch ja für die Erhaltung seines Lebens dabey besorgt seyn solle. Freytag warf darauf seine Kleidung ab, und sprang herzhaft ins Wasser. Robinson wünschte ihm herzlich Glück.

Freytag langte glücklich bey dem Schiffe an, schwamm einigemal um dasselbe herum, und rief: Holla! Aber da war keiner, der ihm antwortete. Endlich sah er die Schiffsleiter, die an der Seite herab hieng, und stieg daran hinauf.

Als er so hoch gestiegen war, daß er auf den obern Theil des Schiffes sehen konnte, erschreckte ihn der Anblick eines Thiers, welches ihm ganz fremd war. Es war schwarz und zottig; und in dem Augenblick, da Freytag von ihm gesehen ward, erhob es eine Stimme, dergleichen dieser noch nie gehört hatte. Gleich darauf ward es wieder stille, und bezeugte sich so freundlich, daß Freytag die Furcht, die er davor hatte, wieder fahren ließ. Es kam in der demüthigsten Stellung herbeygekrochen, wedelte mit dem Schwanze, und winselte so beweglich, daß Freytag

tag wohl merkte, es wolle Schutz bey ihm suchen. Er wagte es daher, da es bis zu seinen Füßen hingekrochen war, es zu streicheln, und das Thier schien vor Freude außer sich zu seyn.

Dieses Thier werdet ihr aus der Beschreibung wohl erkennen.

Joseph. O ja ein Pudel!

Vater. Getroffen! — Freytag gieng nun auf dem obern Theil des Schiffs herum, und fuhr fort, sein Holla! mit lauter Stimme zu rufen. Aber es wollte sich noch kein Mensch blicken lassen. Er stund jetzt mit Verwunderung da, und schaute alle die wunderbaren Sachen da, die er auf dem Schiff erblickte, und hatte dabey den Rücken gegen die Stiege gewendet, durch die man von oben herab in das Innere des Schiffes steigt. Aber da bekam er plötzlich einen so unsanften und nachdrücklichen Stoß von hinten, daß er der Länge nach hinfiel. Voll Schrecken richtete er sich wieder auf, sah herum, und wäre bald vor Schrecken gestorben, da er ein ziemlich großes Thier mit großen krummen Hörnern und mit einem langen Bart erblickte, welches sich eben wieder in die Stellung auf die Hinterfüße setzte, und ihm eine zwote Bewillkommung geben wollte. Aber Freytag that einen lauten Schrey, und sprang, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ins Meer hinab.

Marianne. Was mag wohl das für ein Thier gewesen seyn?

Joseph. Verstehst du das nicht einmal? Das ist ein Bock oder eine Geise gewesen.

Vater. Das war es. — Kaum war Freytag ins Meer gesprungen, so folgte der Pudel Freytags Beyspiele, und sprang gleichfalls ins Wasser, um ihm nachzuschwimmen. Freytag, der das Plätschern desselben hinter sich hörte, bildete sich ein, als wenn das Thier mit den großen Hörnern ihm nachgesprungen wäre, und kam darüber in eine solche Angst, daß er zum Schwimmen beynahe unfähig geworden, und in den Abgrund versunken wäre.

Abermal ein Beyspiel, wie schädlich die Furchtsamkeit sey, und wie sie uns allzeit Gefahren aussetzt, die wir leicht vermeiden könnten, wenn wir uns nicht von der Furcht regieren ließen!

Er getraute sich nicht, umzusehen, und schwam, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, so eilig fort, daß der Pudel ihm kaum folgen konnte. Endlich erreichte er den Strand, und sank sprachlos und ohnmächtig zu Robinsons Füßen nieder. Der Pudel erreichte bald darauf gleichfalls das Land.

Robinson hatte Mühe, ihn wieder zu sich zu bringen. Endlich da er wieder im Stande war zu reden, erzählte er ihm, was für ein entsetzliches Abentheuer er ausgestanden habe; wie das Schiff ein großer hölzerner Berg zu seyn scheine, aus welchem drey hohe Bäume (er meinte die Mastbäume) hervorgewachsen wären; wie das schwarze Thier so freundlich gegen ihn gethan

than habe; und wie das gehörnte bärtige Ungeheuer ihn hernach habe umbringen wollen; und wie er endlich glaube, daß dieses Ungeheuer der Herr des schwimmenden hölzernen Berges sey, weil er keinen einzigen Menschen darauf gesehen habe.

Robinson hörte ihm voll Verwunderung zu. Er merkte aus der Beschreibung, daß das gehörnte Ungeheuer nichts anderes, als eine Geiß wäre, und er schloß aus allen übrigen Umständen, daß das Schiff gestrandet sey, und die darauf befindliche Mannschaft sich in Böte gerettet, und das Schiff verlassen habe. Von diesen Leuten aber war nichts mehr zu sehen, nichts zu hören.

Aber was ist nun zu thun? fragte Robinson. Die Leute mögen nun entweder todt oder noch bey Leben seyn: so können wir in beyden Fällen nichts bessers thun, als daß wir von dem Schiff so viele Sachen zu retten suchen, als uns möglich seyn wird. Aber wie wird das uns möglich seyn, da wir unser Schifflein verloren haben? Jetzt gieng ihm dieser Verlurst fast eben so zu Herzen, wie vorher dem Freytag. Er zerrieb sich die Stirn, um ein Mittel ausfindig zu machen, aber er konnte lang keines finden. Einen andern Kahn oder ein anderes Schifflein zu zimmern, würde zu viel Zeit gekostet haben. Hinzuschwimmen getraute er sich nicht, weil es viel zu weit war. Und dann was hätte er im Schwimmen auch eben fortbringen können?

Jo=

Joseph. Ich weiß wohl, was ich gemacht hätte.

Vater. Nun, was denn?

Joseph. Einen Floß.

Vater. Gerad ebendasselbe fiel unserm Robinson zuletzt auch ein. Ein Floß, dachte er, wird noch am geschwindesten gemacht werden können, um damit zum großen Schiff hinzufahren, und so viele Sachen daraus abzuholen, als sie nur könnten.

Er unterredete sich darauf mit Freytag, daß er nach Hause laufen, und auf einen ganzen Tag Speise, nebst allen vorräthigen Stricken und was sie von Handwerkzeug hatten, herbey holen sollte. Robinson blieb zurück, und fällte indessen Bäume zum Floß.

Es wurde beynahe Abend, ehe Freytag zurück kam. Robinson hatte unterdessen seine herzliche Freude an dem Pudel, der ihm als ein europäischer Landsmann überaus lieb und werth war. Auch der Pudel schien sich über ihn zu freuen, und machte ihm ungeheißen allerley Künste vor, die er gelernt hatte. Robinson gab ihm bey Freytags Zurückkunft von dem herbeygebrachten Essen die erste Portion, ungeachtet er selbst den ganzen Tag nichts genossen hatte.

Da es zum Glück eine mondhelle Nacht war; so arbeiteten beyde unaufhörlich fort bis nach Mitternacht. Dann stellte sich aber auch das Bedürfniß des Schlafes so dringend ein, daß

daß sie ihm unmöglich länger wiederstehen konnten. Sie streckten sich also ins Grüne, und überließen es dem Pudel, sie zu bewachen. Der Pudel legte sich zu ihren Füßen, und so genoßen sie die Wohlthat eines sanften und erquickenden Schlafes, bis die Morgenröthe hervorbrach.

Der Morgen war kaum angebrochen, als der muntere Robinson seinen Gefährten weckte, um das Werk zu vollenden, welches sie gestern angefangen hatten. Sie arbeiteten den ganzen Tag unverdrossen, daß sie noch denselben Abend mit dem Floße zu Stande kamen.

Sie hatten eine doppelte Reihe von Bäumen und Balken, theils durch Stricke, theils durch biegsame zähe Weiden so fest aneinander gebunden, daß sie ein völlig sicheres Fahrzeug abgaben, welches ungefähr zwanzig Schuh lang und fast eben so breit war.

Jetzt gieng also die Reise fort, und ehe eine halbe Stunde verstrich, waren sie schon an Ort und Stelle.

Wie schlug unserm Robinson das Herz, da ihm daß große europäische Schiff vor Augen stund! Es fehlte nicht viel, so hätte er die Wand desselben geküßt, so werth machte es ihm der Umstand, daß es aus seinem Vaterland gekommen, von Europäern erbaut, und von Europäern hiehergeführt war! Aber ach! diese lieben Europäer selbst waren verschwunden! waren vielleicht

leicht vom Meere verschlungen worden! Wie zerriß dieser traurige Gedanke das Herz des armen Robinsons, der gern die Hälfte seines noch übrigen Lebens dahin gegeben hätte, wenn er damit die verschwundene Mannschaft des Schiffes wieder hätte herbeyschaffen, und mit ihnen nach Europa segeln können! Aber das war nun für dießmal unmöglich. Es blieb ihm also nichts übrig, als von der Ladung des Schiffes so viel, als er konnte, zu retten, und dasselbe für sich zu seiner größern Bequemlichkeit anzuwenden.

Er fuhr also auf dem Floße rund um das Schiff herum, um zu sehen, ob es nicht möglich wäre, dasselbe wieder los zu machen. Allein das war eine Unmöglichkeit. Robinson stieg daher in das Schiff, um zu sehen, was für allerley Dinge darinn wären. Aber dem guten Freytag war der gestrige Schrecken, denn er wegen dem gehörnten Ungeheuer ausgestanden, noch nicht recht aus dem Leibe, besonders da er das nämliche Thier wieder zuerst erblickte. Aber dieß Thier war heute nicht so muthig, wie gestern. Weil man ihm schon zween Tage kein Futter mehr gereicht hatte, lag es so kraftlos da, daß es kaum das Aufstehen vermochte. Robinson suchte alsogleich etwas zum Fressen dafür, und warf es ihm vor, wovon das Thier sich auch glücklich wieder erholte.

Alsdann fieng Robinson eine ordentliche Untersuchung an. Er gieng in das Zimmer des Schiffkapitains, und stieg aus einem Schiffs-

boden

boden in den andern hinab. Da sah er überall tausend Dinge, die in Europa kaum geachtet werden, die aber für ihn einen ganz unschätzbaren Werth hatten. Da waren eine ganze Tonne voll Zwieback, Reiß, Mehl, Korn, Wein, Schießpulver, Kugeln und Schrott; da waren Kanonen, Flinten, Pistolen, Degen und Hirschfänger; ferner Beile, Sägen, Stemmeisen, Bohrer, Raspeln, Hobel, Hammer, eiserne Stangen, Nägel, Messer, Scheeren, Nadeln; da waren Häfen Schüsseln, Teller, Löffel, Feuerzangen, Blasbälge, Näpfe, und anders hölzernes, eisernes, zinnernes und kupfernes Küchengeräth; da waren endlich auch ganze Kisten voll Kleider, Wäsche, Strümpfe, Schuhe, Stiefel und hundert andere Sachen, für deren jede der vor Freud entzückte Robinson gern seinen längst vergeßenen Goldklumpen hingegeben hätte, wenn ihm eins oder das andere zum Kauf würde angebothen worden seyn.

Freytag stund bey allem dem wie verzuckt, weil er so was niemals gesehen hatte, und von den meisten dieser Wunderdinge nicht errathen konnte, wozu sie taugen sollten. Robinson hingegen war ganz außer sich vor Entzücken. Er weinte vor Freuden, grif wie ein kleines Kind nach allem, was ihm vorkam, und warf das Ergriffene wieder aus den Händen, sobald er etwas anders erblickte, das ihm wünschenswürdiger zu seyn schien. Endlich wollte er auch in

den untersten Schiffsraum steigen, und er fand, daß er ganz mit Wasser angefüllt war, weil das Schiff einen Spalt bekommen hatte.

Nun gieng er mit sich selbst zu Rath, was er für dießmal mitnehmen wollte. Bald schien ihm das, bald jenes das unentbehrlichste zu seyn, und daher legte er oft wieder weg, was er eben erst gewählt hatte, uud nahm etwas anderes dafür. Endlich suchte er folgende Dinge, als die schätzbareste von allen aus; nämlich 1) Eine kleine Tonne voll Schießpulver, nebst einer andern Tonne voll Schrot; 2) Zwo Flinten; zwey paar Pistolen, zween Degen, und Hirschfänger; 3) Doppelte Kleidung für sich und Freytag; 4) Zwey dutzend Hemder; 5) Zwey Beile; zwo Sägen, zween Hobel, ein paar Stangen Eisen, einen Hammer und einige andere Werkzeuge; 6) Einige Bücher, etwas Schreibpapier, nebst Dinte und Feder; 7) Ein Feuerzeug; nebst Zunder und Feuersteinen; 8) Ein Faß voll Zwieback; 9) Ein Segeltuch, und 10) Die Geise.

Joseph. O, die Geise hätte er ja eben nicht nöthig gehabt.

Vater. Das ist wahr, Joseph! aber die Geise hatte seiner nöthig. Und Robinson war viel zu mitleidig gegen alle lebendige Geschöpfe, als daß er dieses arme Thier dem gewißen Tode hätte überlassen sollen. Er nahm sie also mit, weil das Nothwendigste ohne das noch Raum auf seinem Floß hatte.

Hin-

Hingegen ließ er etwas liegen, nach welchem in Europa alle Leute am allerersten würden gegriffen haben; nämlich eine ganze Tonne voll Gold, und eine Schachtel mit kostbaren Diamanten, die er im Zimmer des Schiffshauptmann gesehen hatte. Es fiel ihm nicht einmal ein, diese mitzunehmen; weil er ganz und gar keinen Gebrauch davon zu machen wußte.

Mit dem Durchsuchen, Aufmachen, Auskramen, Frohlocken und Aufladen war so viel Zeit verflossen, daß nur noch eine Stunde bis zur nächsten Fluthzeit fehlte. Diese Zeit wollten sie nun erwarten, weil sie sonst mit dem Floß schwerlich hätten fortkommen können. Diese Stunde aber wendete Robinson dazu an, einmal wieder auf europäische Weise zu speisen.

Er holte also ein Stück geräuchertes Rindfleisch, ein paar Häringe, Zwieback, Butter und Käse, und eine Flasche Wein herbey, setzte alles dieses auf den Tisch im Zimmer des Kapitains, und setzte sich mit Freytag auf die dabey stehenden Stühle nieder. Schon dieses, daß er endlich einmal wieder an einem ordentlichen Tisch, auf einem ordentlichen Stuhle sitzend, von einem ordentlichen Teller mit Messer und Gabel essen konnte, machte ihm mehr Freude, als ich beschreiben kann. Und nun erst die Speisen selbst, besonders das liebe Brod, o meine Kinder! da könnt ihr euch gar keine Vorstellung davon machen, wie entzückt er darüber war! Wer seine Freude darüber fassen wollte,

der müßte, so wie er, neun ganze Jahre alle diese Nahrungsmittel und Bequemlichkeiten des Lebens verloren haben.

Freytag war mit der europäischen Art zu essen so wenig bekannt, daß er gar nicht wußte, wie er Messer und Gabel brauchen sollte. Und weil er allzeit gewohnt war, mit der Hand zum Mund zu fahren, so mußte Robinson herzlich lachen, als er ihn gar so ungeschickt thun sah. Denn als er dem Freytag ein Stück Fleisch auf der Gabel reichte, fuhr er damit bis zum Ohr hinauf, und brachte die Hand mit dem Gabelheft zum Munde. Von dem Wein, den ihm Robinson zu kosten gab, wollte er durchaus nicht trinken, weil er, nur an das Wasser gewöhnt, ein starkes Getränk nicht ertragen konnte. Der Zwieback hingegen schmeckte ihm ausnehmend wohl.

Endlich kam die Fluthzeit. Beyde stiegen also vom Schiff hinab auf den Floß und fuhren ab. In kurzer Zeit waren sie am Strande, und beschäftigten sich, die aus dem Schiff genommenen Güter ans Land zu setzen.

Und nun war Freytag sehr begierig zu erfahren, was alle diese Dinge zu bedeuten hätten, und zu was sie nützten. Das erste war, daß Robinson hinter einen Busch trat, sich daselbst ein Hemd und ein ganzes Kleid, welches eine Offizier-Uniform war, nebst Schuh und Strümpfe anzog; dann einen Degen an die Seite steckte, einen bordirten Hut aufsetzte, und so

in

in dieser Kleidung, wie neu umgeschaffen, auf einmal hervortrat, und sich vor Freytags Augen hinstellte. Dieser wich voll Verwunderung einige Schritte zurück, weil er im ersten Augenblicke wirklich zweifelte, ob er seinen Herrn, oder ein anderes übermenschliches Wesen vor ihm sehe. Robinson, der über sein Erstaunen lachen mußte, reichte ihm freundlich die Hand, und versicherte ihn, daß er noch Robinson, sein Freund, wäre, ungeachtet seine Kleider und sein Glücksumstand sich geändert hätten. Er nahm hierauf eine ganze Matrosenkleidung, zeigte ihm, wie er jedes Stück derselben anziehen müße, und hieß ihn hinter den Busch zu gehen, und sich gleichfalls anzukleiden.

Als Freytag damit fertig war, hüpfte er vor Freuden wie ein Kind, da er merkte, wie bequem diese Kleidung sey, und wie gut sie ihn vor den Stichen der Fliegen verwahren werde. Nur die Schuhe legte er nicht an, weil sie ihm etwas entbehrliches und unbequemes schienen.

Darauf zeigte Robinson ihm den Gebrauch der Beile und anderer Werkzeuge, worüber Freytag vor Freude und Verwunderung ganz außer sich war. Sie machten sogleich Gebrauch davon, und behaueten einen kleinen Mastbaum für ihren Floß, damit sie künftighin ein Segel aufstecken könnten, und nicht erst auf die Fluthzeit warten müßten. Robinson nahm diese Arbeit allein über sich, und schickte den Freytag unterdessen nach seiner Burg

um die Lamas zu melken, weil sie dieses schon zwey Tage hatten aussetzen müßen.

In Freytags Abwesenheit ladete Robinson eine Flinte, weil er sich das Vergnügen vorbehalten hatte, seinen Freund mit den wunderbaren Wirkungen des Schießpulvers unverhoft zu überraschen. Dieser kam zurück, und als er sich über die Geschwindigkeit verwunderte, mit welcher Robinson seine Arbeit schon vollendet hatte, erblickten sie einen Meerfalken, der eben mit einem geraubten Fisch davon flog. Schnell ergriff Robinson die Flinte, und rief aus: Gieb acht, Freytag! der muß herunter! Kaum hatte er dieß gesagt, so drückte er ab, und der Falk stürzte aus der Luft zur Erde.

Stellet euch des armen Freytags Erstaunen und Erschrecken vor! Er fiel, als wäre er selbst getroffen, zu Boden, weil ihm plötzlich sein alter Aberglauben an den Toupan oder Donnerer wieder einfiel, für den er im ersten Augenblick des Schreckens seinen Herrn selbst hielt. Er fiel, wie sagt, zu Boden: dann legte er sich auf die Knie und streckte seine zitternde Hände gegen Robinson aus, als wenn er ihn um Gnade bitten wollte. Reden konnte er nicht.

Robinson empfand bald selbst eine Reue darüber, daß er den armen Freytag in einen unnöthigen Schrecken gesetzt hatte, hebte ihn liebreich auf, umarmte ihn, bath ihn, sich nicht zu fürchten, und setzte hinzu, er wollte ihn gleich auch

auch lehren, einen solchen Blitz und Donnerschlag hervorzubringen, denn es gehe damit ganz natürlich zu. Alsdann zeigte er ihm die Einrichtung der Flinte, beschrieb ihm die Beschaffenheit und Wirkung des Schießpulvers; ladete die Flinte vor seinen Augen, und gab sie ihm in die Hand, um selbst damit zu schießen. Aber Freytag, der noch viel zu furchtsam dazu war, bat ihn, es lieber selbst zu thun. Robinson machte darauf ein Ziel von hundert Schritten, ließ Freytag neben sich stehen, und feuerte die Flinte ab.

Es fehlte nicht viel, so wäre Freytag abermal zu Boden gestürzt: so übernatürlich schien ihm dasjenige zu seyn, was er sah und hörte. Das Ziel war von vielen Schröten getroffen, welche noch ziemlich tief ins Holz hineingedrungen waren. Robinson machte seinen Freytag aufmerksam darauf, und stellte ihm vor, wie sicher sie nun künftighin vor allen feindlichen Anfällen der Wilden wären, nachdem sie diesen künstlichen Blitz und Donner in ihre Gewalt bekommen hätten.

Freytag gewann hiedurch gegen die Europäer und besonders gegen seinen Herrn eine so tiefe Ehrfurcht, daß er sich viele Tag nicht mehr getraute, mit seinem Herrn so vertraulich zu reden wie sonst.

Indessen rückte die Nacht heran, und machte den Geschäften dieses freudenreichen Tages ein Ende.

Süßer hatte unser Robinson noch nie geschlafen, als in dieser Nacht. Denn seit dem ersten Tag seines Aufenthalts auf dieser Insel hat er sich noch nie so glücklich gesehen als jetzt. Aber nie hat auch wohl ein Mensch mehr innige Dankbarkeit gegen Gott empfunden, als er. Oft, wenn er allein war, legte er sich auf seine Knie und dankte dem guten Geber aller Gaben für das, was er ihm verliehen hatte. Auch seinem Freytag suchte er diese frommen Empfindungen von Dankbarkeit einzuflößen. Daher sangen oft beyde vor dem Schlafe mit gerührtem Herzen Lob- und Danklieder zum Preise ihres himmlisches Vaters.

Am andern Morgen machten sie sich früh auf, und fuhren wieder zum Schiffe hin. Sie kamen glücklich an, und das erste, was sie vornahmen, war dieses, daß sie alle Bretter, die sie in dem Schiffe fanden, auf ihren Floß herabließen, und einen doppelten Boden davon machten, damit die Sachen, die sie mitnehmen wollten, trockner als die gestrigen liegen möchten.

Robinson suchte wieder alles durch, und unter den vielen Sachen, die er nicht alle auf einmal mitnehmen konnte, war ihm die Wahl für dießmal schon nicht mehr so sauer, weil er das Allernothwendigste schon in Sicherheit gebracht hatte.

Unter andern beschloß er eine von den sechs kleinen Kanonen mitzunehmen, die er auf dem Schiffe fand. 2) Einen kleinen Sack voll Roggen;

gen; einen andern voll Gerste, und noch einen dritten voll Erbsen. 3) Eine Küste voll Nägel und Schraufen; 4) Ein Duzend Beile. 5) Ein Fäßlein voll Schießpulver, nebst Kugeln und Schrot. 6) Ein Segel. 7) Einen Schleifstein und endlich 8) auch das Gold und die Diamanten.

Joseph. Was wollte er denn mit dem Gold und den Diamanten machen?

Vater. Er selbst wollte nichts damit machen. Aber er dachte so: es ist doch nicht ganz unmöglich, daß der Herr des Schiffs noch lebt, und wieder herkommen kann, um zu sehen, ob er nicht noch etwas retten könne. Vielleicht liegt an diesem Gold und andern Schätzen das Glück vieler Menschen: und wie glücklich wäre ich, wenn ich solche Sachen ihrem Herrn wieder zurückgeben und auf diese Art viele Leute glücklich machen könnte!

In dieser löblichen Absicht nahm er das Gold und die Diamanten; unter andern auch ein paar Schubkarren vorräthige Kleidungsstücke und Wäsche, viele Werkzeuge und Geräthschaft, eine Laterne, nebst allen beschriebenen Papieren, die er in des Kapitains Zimmer fand. Dann segelten sie wieder ab, und erreichten, von Wind und Wasser fortgetrieben, in kurzer Zeit das Land.

Den noch übrigen Theil des Tages wendete Robinson an, ein ordentliches Zelt zu machen, damit nicht etwa durch einen einfallenden Re-

gen sein größter Schatz, das Schießpulver, unbrauchbar werden möchte. Hiezu mußt ein großes mitgebrachtes Segeltuch dienen.

Da er Scheer, Nadel und Zwirn hatte, so gieng ihm diese Arbeit geschwind von Händen, und Freytag lernte ihm bald so viel davon ab, daß er ihm dabey helfen konnte. Er konnte die unschätzbare Erfindung einer Nadel und einer Scheere nicht genug bewundern, und bekennte mehrmalen, daß er und seine Landsleute, mit den künstlichen Europäern verglichen, nur arme Schelme wären.

Sie wurden noch vor dem Abend mit dieser Arbeit fertig; und da machte Robinson sich noch die Freude, seinem Freytag die erstaunliche Wirkung einer Kanone zu zeigen. Er ladete sie mit einer Kugel, und richtete sie so, daß der Schuß die Oberfläche des Wassers streifen mußte, damit Freytag recht deutlich sehen könnte, wie weit die Kugel fortgeschnellt würde. Jetzt brennte er sie ab, und ungeachtet Freytag schon durch die beyden Flintenschüsse auf dieses Schauspiel vorbereitet war: so erschrack er doch von neuem über den noch weit heftigern Knall der Kanone so sehr, daß ihm alle Glieder zitterten. Die Kugel tanzte auf der Oberfläche des Meeres hin, und verlor sich endlich in einer Entfernung, wohin das Aug nicht mehr reichte. Freytag versicherte darauf, daß es nur einen einzigen solchen Schuß brauche, so würden alle seine Landsleute, wenn sie auch zu Tausenden herbey kä-

kámen, plötzlich die Flucht ergreifen, weil sie den, der diesen Donner machte, gewiß für den Toupan halten würden.

Da es finster geworden war, steckte Robinson seine Laterne an, um die Schriften durchzusehen, und zu erfahren, wem das Schiff zugehört habe, und wohin es eigentlich bestimmt gewesen sey. Aber zum Unglück waren diese Schriften in einer Sprache abgefaßt, die er nicht verstund. Doch fand er unter andern ein paar Briefe, aus denen er abnehmen konnte, daß das Schiff nach Barbados bestimmt war, einer Insel bey Amerika, wo ein starker Sklavenhandel getrieben wird.

Joseph. Ein Sklavenhandel?

Vater. Ich will dir sagen, was das ist. In Afrika, dort, wo die Mohren wohnen, sind die Menschen noch so roh und ungesittet, wie das liebe Vieh. Ihre Könige, die selbst nicht viel klüger sind, gehen dann auch mit ihnen um, als wenn sie wirkliches Vieh wären. Wenn nun die Europäer dahin kommen, so bietet man ihnen ganze Heerden solcher schwarzen Menschen zum Verkaufe an gerade so, wie man hier Roß und Vieh zu Markt bringt. Viele Väter führen auch wohl ihre eignen Kinder herbey, und verkaufen sie um eine Kleinigkeit. Und da kaufen dann die Europäer alle Jahre eine Menge derselben, und führen sie nach Amerika, wo sie die härteste Arbeit verrichten müßen, und dabey recht jämmerlich gehalten werden.

Ein solcher Sklav ist dann recht schlimm daran, und wünscht oft, lieber zu sterben, als so zu leben.

Marianne. Was haben sie dann für eine Arbeit zu thun?

Vater. Du hast selbst schon etwas von ihrer Arbeit gesehen.

Marianne. Ich etwas von ihrer Arbeit gesehen? von den armen Sklaven, die bis in Amerika wohnen? das ist mir unbegreiflich.

Vater. Hast du nie einen Zucker gesehen?

Marianne. O ja! gesehen und gegessen er ist noch süßer als Honig.

Vater. Aber, mein Kind, den armen Sklaven kommt er schon desto saurer. Denn sieh nur, der Zucker kommt bis aus Amerika zu uns, und die Sklaven, denn so nennt man die schwarzen Menschen, die man aus Afrika gekauft hat, die müßen in den Zuckermühlen bey schlechter Kost, oft unter Prügel und Karbatschstreichen bis auf die letzte Entkräftung arbeiten. Glaubet mir, meine Kinder! ihr esset keinen einzigen Brocken Zucker, der nicht von einer heißen Thräne dieser Armseligen befeuchtet ist worden. Man hat berechnet, daß jedes Dutzend Zuckerhüte, die nach Europa kommen, allemal auch einem Sklaven das Leben koste. Was sagt ihr dazu?

Die Kinder (voll Erstaunen) Das ist erschrecklich! das hätten wir nie geglaubt!

Va-

Vater. Und doch ists die liebe, reine Wahrheit! —

Aber wir müßen wieder zu unserm Robinson kommen. Er entdeckte also aus einem Brief daß auf dem Schiffe hundert solche Sklaven waren, die nach Amerika in die Zuckermühlen sollten geführt werden. Er machte von diesen elenden Leuten seinem Freytag eine Beschreibung, und sezte hinzu: wer weis, ob nicht diese Unglückliche dem Sturm ihre Erlösung zu danken haben? ob sie nicht vielleicht auf den Böten sich gerettet, und irgend eine Insel erreicht haben, wo ihre Tyrannen ihnen nichts mehr zu befehlen haben, und wo sie, nach ihrer Art, ein recht glückliches und zufriedenes Leben führen?

Freytag. fand dieses gar nicht unwahrscheinlich.

Wohlan dann, lieber Freytag! fragte Robinson, hast du jezt auch noch das Herz, deine neuliche Frage zu wiederholen?

Fereyatg. Welche?

Robinson. Die: Was der Sturm, der uns unser Schifflein genommen, wohl für einen Nutzen gehabt haben könne?

Freytag war beschämt, und schlug voller Reue die Augen nieder.

O Freytag! rief hierauf Robinson mit frommem Eifer aus; erkenne die Hand des allmächtigen und allweisen Gottes, die sich hier

aber-

abermal so sichtbar gezeigt hat. Siehe, wie viel der Sturm uns hat wieder geben müßen, für das wenige, was er uns hat nehmen dürfen? Sieh es an, was wir jetzt alles haben! was für großen Vorrath von Hilfsmitteln zu einem bequemen und glücklichen Leben: würden wir das haben, wenn der Sturm nicht gekommen wäre? Zwar ist es traurig, wenn man sein Glück dem Unglück anderer Menschen verdanken muß; aber wie wäre es, wenn auch die meisten von denen, die auf dem Schiffe waren, jetzt viel glücklicher lebten als zuvor? Und daß dieß wirklich der Fall sey, ist doch gar nicht unwahrscheinlich! Was dünkt dich nun von der göttlichen Weltregierung?

Daß sie unbeschreiblich weise und gut sey, und daß ich ein Narr war, antwortete Freytag, indem er die Hände aufhob und zum Himmel blickte, um bey Gott die Sünde abzubitten, die er aus Unverstand begangen hatte.

Robinson verwahrte alle Papiere eben so sorgfältig, als das Gold und die Edelsteine, damit er vermittelst der Schriften, wenn er jemals nach Europa kommen sollte, vielleicht noch erfahren möchte, wem das Schiff gehört habe, und an wen er die geretteten Schätze zurückgeben müße.

Sie fuhren fort, noch sechs Tage nacheinander, des Tags zweymal zu dem Schiffe zu fahren, und alles, was sie bekommen konnten, ans Land zu bringen. Tausend Kleinigkeiten waren

waren ihnen wichtig, und sie hatten Sachen mitgenommen, die uns kaum des Aufhebens werth schienen, weil wir den Mangel derselben noch nie empfunden haben. Ein Theil der Schiffsladung bestund aus Elefantenzähnen. Diese ließen sie liegen, weil sie keinen Gebrauch davon machen konnten. Auch ließ Robinson einige Tonnen voll Kaffee-Bohnen gleichfalls liegen, weil er sich nicht mehr an solche überflüßige und schädliche Schleckereyen gewöhnen wollte. Dafür aber suchten sie so viele Bretter mitzunehmen, als sie konnten, weil ihnen diese einen größern Nutzen zu haben schienen. Sogar die noch übrigen fünf Kanonen brachten sie ans Land, so wie alles Eisenwerk, welches sie vom Schiffe losmachen konnten.

Nachdem sie nun schon achtzehnmal hin und her gefahren, und mit ihrer jedesmaligen Ladung immer glücklich an Ort und Stelle angekommen waren; bemerkten sie, da sie sich abermals auf dem Schiff befanden, daß ein Ungewitter herannahe. Sie eilten daher, so sehr sie konnten, das Aufladen zu beschleunigen, und fuhren in der Hoffnung ab, daß sie noch vor dem Ausbruche des Gewitters den Strand erreichen würden. Aber noch ehe sie die Hälfte der Fahrt zurückgelegt hatten, erhob sich ein so gewaltiger Sturm mit Donner, Blitz und Regen begleitet, daß die Wellen über den Floß zusammenschlugen, und die darauf befindlichen Sachen wegschwemmten. Sie selbst klammerten sich so fest an, daß

die brausenden Wellen sie nicht wegspühlen konnten, ungeachtet sie ihnen von Zeit zu Zeit fast eine Elle hoch über dem Kopfe weggiengen.

Aber endlich konnte das schwache Gebäude des Floßes der Wuth der Wellen nicht länger widerstehen; die Bande, wodurch die Balken zusammen gehalten waren, löseten sich auf; und der ganze Floß gieng auseinander.

Kinder. O weh, der arme Robinson!

Vater. Freytag versuchte sich durch schwimmen zu retten, Robinson hingegen ergrif einen Balken, mit dem er bald in den Abgrund hinabgeworfen, bald wieder hoch empor gehoben wurde. Er war dabey öfter unter, als über dem Wasser, und so betäubt, daß er weder hörte noch sah; endlich verließen ihn seine Kräfte, er that noch einen lauten Schrey, und verschwand darauf in einer ungeheuren Welle, die ihn von dem Balken losriß.

Zum Glück war sein treuer Freytag ihm immer zur Seiten geblieben, ungeachtet er, wenn er gewollt hätte, sich weit geschwinder hätte retten können. Da dieser nun seinen Herrn vor seinen Augen versinken sah, besann er sich keinen Augenblick, sondern tauchte unter, ergrif ihn mit der linken Hand, und arbeitete mit der rechten sich wieder empor. Und nun verdoppelte er seine Bemühung mit so unerhörter Anstrengung, daß er in einigen Minuten nebst dem Leichname seines lieben Herrn am Strande war.

Kin=

Kinder (ganz erschrocken) Ach! — ach! dem Leichnam!

Vater. So nenne ich ihn, weil kein Funken von Leben mehr in ihm zu seyn schien.

Freytag trug den Erblaßten völlig ans Land, warf sich verzweiflungsvoll über ihn hin, rief ihm zu, rüttelte, rieb ihn am ganzen Leibe, und drückte zehnmal die Lippen auf seinen Mund, um ihm Athem einzublasen. Endlich hatte er die unaussprechliche Freude, wieder einige Merkmale des Lebens wahrzunehmen; er fuhr in seinen Bemühungen fort, und Robinson fieng an, sich seiner bewußt zu seyn.

„Wo bin ich?“ fragte er mit schwacher Stimme, indem er die Augen aufschlug. „In meinen Armen, lieber Herr!“ antwortete Freytag, welchem die Thränen aus den Augen stürzten. — Und nun gab es einen rührenden Auftritt, indem Robinson seinem Erretter dankte, und dieser nicht wußte, was er vor Freuden über die Wiederkehr des Lebens seines geliebten Herrn alles vornehmen sollte.

Vater. Nun, Kinder! unser Robinson hat sich noch einmal erholt. Der Schlaf, den er die Nacht über unter seinem Zelte auf wirklichen Betten genoß, hat ihn so erquickt, daß er mit Anbruch des Morgens schon wieder in seiner ganzen Kraft dastund, und Gott für die

Erhaltung seiner Gesundheit, und seines Lebens dankte.

Der Sturm hatte die ganze Nacht hindurch gewüthet. Sie erwarteten daher mit ängstlicher Neubegierde den Tag, um zu sehen, was aus dem Schiff geworden sey.

Mit Aufgang der Sonne erblickte er zu seinem Leidwesen, daß das Schiff völlig verschwunden war. Einzelne Bretter und Balken, die an das Land getrieben wurden, waren das Zeichen, daß der Sturm es völlig zertrümmert habe.

Bey diesem Anblick hat es ihm wohl gethan, da er sich hat erinnern können, daß er keinen Fleiß gespart habe, von dem Schiffsgute alles mögliche zu retten. Glücklich ist der Mensch, der sich allzeit so vernünftig aufführt, daß er bey jedem unangenehmen Vorfall, wie jetzt Robinson, zu sich selbst sagen kann: Ich bin nicht schuld daran! O dieser Gedanke kann viel versüßen, was sonst für unser Herz unausstehlich bitter seyn würde.

Robinson und Freytag zogen sorgfältig jedes Ueberbleibsel des Schiffes aufs Land, weil sie voraus sahen, daß jedes Brett, und jede Latte ihnen nützlich werden könnte. Alsdann war beschlossen, alle die Sachen nach der Burg zu bringen.

Robinson machte die Anordnung, daß sie die Sachen wechselweise fortkarren sollten, einer des

Vor=

Vormittags, der andere des Nachmittags. Einer mußte immer bey den Sachen bleiben und dabey Wache halten. Robinson machte den Anfang. Er packte zuerst einige Fäßlein mit Schießpulver nebst andern Sachen auf, für welche die Nässe am meisten zu fürchten war; und darauf gieng die Reise fort, mit samt dem Pudel, dem er einen Strick um den Leib gebunden, und diesen vorn am Karren befestiget, damit er durch ziehen ihm helfen sollte. Weil nun die Pudel sehr gelehrige Geschöpfe sind, so schickte er sich bald in seinen neuen Beruf, und verrichtete seine Arbeit in kurzer Zeit so gut, als wenn er ein geübter Karrengaul gewesen wäre.

Bey der Zurückkehr nahm Robinson alle seine Lamas mit, die ihrer sieben waren. Da nun jedes derselben eine anderthalb Zentner schwere Last tragen konnte, so kann man denken, wie viel sie auf einen Zug fortzubringen im Stande waren.

Weil aber so viele Sachen in Robinsons Höhle und Keller keinen Platz hatten, so ward in der Geschwindigkeit noch ein zweytes großes Zelt gemacht. In acht Tagen war alles nach Hause gebracht, bis auf einen Haufen Bretter, die sie zwischen ein dichtes Gebüsch getragen hatten, um sie vor der Hand daselbst zu lassen.

Nun gabs für Robinson und Freytag der angenehmen Arbeiten viele; und sie wußten kaum, was sie zuerst angreifen sollten. Doch machte

Robinson, der jetzt in allen seinen Verrichtungen Ordnung und regelmäßige Eintheilung der Geschäfte liebte, bald einen Unterschied zwischen den nöthigern und unnöthigern Arbeiten, und nahm zuerst die nöthigern vor.

Die nöthigste Arbeit war, eine Schupfe zu erbauen. Da kam es nun darauf an, sich in der Zimmerhandthierung zu üben, die freylich keiner von ihnen gelernt hatte.

Aber was konnte dem Fleiß unsers sinnreichen Robinsons zu schwer fallen, besonders da er jetzt alle Werkzeuge besaß, die er nöthig hatte? Die härtesten und mühseligsten Arbeiten waren ihm jetzt nur ein Spiel. Das Umhauen der Bäume, das Zusammenfügen und Aufrichten der Balken und Bretter, das Aufmauren der Wände, die Anlegung eines doppelten Daches, eines von Brettern, das andere von Kokusblättern. — Dieß gieng alles mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit von statten.

In kurzer Zeit stund ein Häuslein da, welches nicht viel schlechter als die kleinen Wohnungen der Dorfleute war. Sehr weislich hatte Robinson auch die Fenster aus den Zimmern des Schiffs ausgehoben; und diese konnte Freytag nicht genug bewundern, weil er nie dergleichen gesehen hatte, besonders als er sah, was für eine große Bequemlichkeit sie geben.

Nachdem nun alles unter Dach und Fach gebracht war, wollte Robinson auch einen bequemen Eingang zu seiner Burg sich verschaffen,

ohne

ohne daß sie von ihrer Festigkeit etwas verlieren sollte. Weil er Nägel, Ketten, Thürangel, Bänder, Schlösser und alles erforderliche im Ueberfluß hatte, so setzte er sich sogleich an die Arbeit. Sie waren damit auch bald fertig. Darnach wurde eine Oeffnung in den Wall gemacht, ein Thor errichtet, und die Zugbrücke so angelegt, daß sie, wenn sie aufgezogen ward, das Thor bedeckte. Dann wurden die geladenen Kanonen auf den Wall gepflanzt, so daß zwey die rechte, zwey die linke und zwey die mittere Seite der Festung deckten. Und nun konnten sie vor jedem Anfall der Wilden sicher seyn, und hatten zugleich die Bequemlichkeit eines ordentlichen Eingangs zu ihrer Wohnung.

Indessen war die Zeit zur Erndte gekommen. Robinson bediente sich eines alten Schwerts statt der Sichel, den türkischen Weizen damit abzuschneiden, und zum Ausgraben der Erdäpfel nahm er eine Hacke, die sich unter dem Schiffsvorrath befunden hatte. Es wäre eine rechte Lust gewesen, wenn man hätte zusehen können, wie stattlich ihnen alles durch Hilfe dieser Werkzeuge von der Hand gieng.

Robinson verfertigte zwo Drischeln, lehrte Freytag den Gebrauch desselben, und dann schlugen sie das Korn in einem Tage aus. Sie bekamen zwey Säcke voll. Da nun der Schiffszwieback ein End nehmen mußte, so war Robinson entschlossen, das Brodbacken selbst zu versuchen.

Eine kleine Handmühle hatte er von dem Schiffe genommen, und nun fehlte nur ein Backofen, den er auch vor der gewöhnlichen halbjährigen Regenzeit fertig machte. Da er sowohl aus Roggen als Türkenmehl Brod gemacht hatte, das Roggenbrod aber bey weitem das bessere war, so beschloß er, den größten Theil seiner Aecker mit Roggen zu besäen. Das machte auch ihm und dem Freytag nicht zu viel Arbeit, weil sie auf dieser Insel zweymal in jedem Jahre säen und einschneiden konnten.

Weil Robinson fest entschlossen war, den Ackerbau als die angenehmste und nützlichste Arbeit zu seiner Hauptbeschäftigung zu machen, so gieng er mit dem Gedanken um, auch eine Schmiede anzulegen, damit er Spaten zum Graben und andere nöthige Werkzeuge selbst verfertigen könnte.

Der Einfall war nicht so keck; als er uns vielleicht vorkömmt. Denn alles, was zu einer Schmiede gehört, hatte er schon in seinem Vorrath. Er hatte nämlich darunter einen kleinen Amboß, verschiedene Zangen, einen ziemlich großen Blasbalg, und so viel Eisen, daß er für sein ganzes Leben genug daran hatte. Der Vorsatz wurde also auf der Stelle ausgeführt.

Sie verwendeten einen Theil der eingefallenen nassen Jahrszeit auf die Schmiedarbeit. Zwar machten sie anfangs manche vergebliche Versuche. Aber bald ist ihnen auch diese Arbeit trefflich gelungen. Da die Schaufeln fertig waren,

ren, wollte Robinson versuchen, ob er nicht auch einen Pflug erfinden könnte, der ihren Kräften angemessen wäre. Er fand ihn wirklich, und seine Freude darüber war sehr groß.

Dieser Pflug war von den unsrigen freylich sehr verschieden; er bestund aus einem Ast von einem Baum. In der Mitte dieses Asts war die Pflugschaar, oder der Wäges befestiget; hinten war eine Handhebe, daß man den Pflug nach seinem Willen regieren und lenken konnte; und an das vordere Ende hätten können Pferde oder Ochsen gespannt werden, wenn sie solche gehabt hätten. So aber haben sie den Pflug selbst ziehen müßen.

Marianne. Das mag mir ein wunderlicher Pflug gewesen seyn.

Joseph. Waren dann keine Räder daran?

Vater. Nein. So einfach und ungekünstelt, wie dieser Pflug, sind anfangs alle andere Werkzeuge auch gewesen. Nach und nach ist den Leuten von Zeit zu Zeit eine bessere, vortheilhaftere, geschicktere Einrichtung eingefallen. Man weis, daß die Welt einige hundert Jahre gestanden ist, bevor den Menschen eingefallen ist, einen Pflug zu erfinden. Erst spät ist einer aufgestanden, der diesen vortrefflichen Einfall gehabt hat. Und weil man den großen Nutzen sah, den man von diesem Werkzeug hatte, so glaubten die Leute, der Erfinder des Pflugs müße kein gemeiner Mensch, sondern ein Gott seyn; und daher haben sie ihm auch göttliche Eh-

ren erwiesen. Die Egypter nennen den Erfinder des Pflugs Osiris, und die Phönizier Dagon. Beyde wurden als Götter verehrt, und Kinder des Himmels genannt, weil man glaubte, daß diejenige, die eine so nützliche Erfindung gemacht haben, nicht von der Welt, sondern vom Himmel seyn müßen.

Weil Robinson gern alles versuchte, so wollte er auch gerne wissen, ob er die Lamas nicht auch zum Ziehen und zum Ackern brauchen könnte. Er versuchte es also, und der Erfolg übertraf seine Hoffnung. Die Thiere lernten nach und nach sich darein schicken: und zuletzt gieng das Geschäft so gut von statten, als wenn Robinson und Freytag ausgelernte Bauern, und die Lamas Pferde oder Ochsen gewesen wären.

Jetzt fehlte ihnen nur noch ein einziges Werkzeug, welches sie zum Ackerbau höchst nöthig hatten.

Joseph. Ich weis schon, was für eins.

Vater. Und was für eins meinst du denn?

Joseph. Eine Egge!

Vater. Getroffen! Ohne diese kann der Acker nicht wohl bestellt werden, weil man erst mit der Egge die dicken Erdschollen zertrümmern muß, damit der Saamen in ein lockeres Erdreich komme, und mit Erde bedeckt werde.

Robinson schmiedete also so viel eiserne Zähne, als er dazu nöthig zu haben glaubte; alsdann

dann verfertigte er auch ein hölzernes Gestell, bohrte in dieses so viele Löcher, als die Egge Zähne haben sollte, schlug die eisernen Zähne da hinein, und die Egge war fertig.

Nach geendigter Regenzeit säete er nun ein Scheffel Roggen, ein Scheffel Gerste, und ein halbes Scheffel Erbsen aus: und nach fünf Monaten hatte er die Freude, zwölfmal so viel wieder einzuschneiden; nämlich zwölf Scheffel Roggen, zwölf Scheffel Gerste, und sechs Scheffel Erbsen; welches weit mehr war, als er und sein Freytag in einem halben Jahre verzehren konnten.

Aber als ein kluger Hausvater war er darauf bedacht, daß er allzeit etwas übrig hatte, weil Zeiten des Mißwachses einfallen, oder alle seine Felder auf einmal vom Schauer könnten zernichtet werden. Er beschloß daher, einen ordentlichen Kornboden anzulegen, worinn auf den Fall der Noth Getreid aufbehalten werden könnte.

Die Geise, die sich bisher unter den Lamas aufgehalten, hatte unterdessen zwey Junge geworfen, und so ist auch diese Art von Thieren auf dieser Insel fortgepflanzt worden. Der Pudel diente ihnen zum Nachtwächter, und der Papagey zum Gesellschafter bey Tisch. Die Lamas hingegen waren ihnen jetzt weit werther, als zuvor, weil sie ihnen nicht nur Milch, Käse und Butter gaben, sondern auch tragen, ziehen und ackern halfen. Zu Robinsons vollkommner

ner Glückseligkeit fehlte also weiter nichts mehr, als — — — was meint ihr?

Joseph. Daß er nicht bey seinen Eltern war!

Vater. Und auch dieß, daß ihrer nur zween waren, wovon der Eine über kurz oder lang sterben, und der Andere wieder als ein armer, von allen Menschen verlassener Einsidler zurück bleiben müßte.

Doch Robinson hielt es für eine Sünde, wenn er sein Leben durch unnöthige Sorgen verbitterte. Mein guter Gott, dachte er, hat noch bis auf die jetzige Stunde Rath gewußt, er wird auch ferner helfen können. Dieser Gedanke machte ihm jede Stunde vergnügt.

Robinson und Freytag ahmten mit Beyhilfe ihrer Werkzeuge fast alle Handwerker nach, den Bäcken, Schmid, Schneider, Schuster, Zimmermann, Tischler, Wagner, Hafner, Gärtner, Jäger, Fischer, und noch viel andere. Sie lernten hunderterley Sachen machen, wozu wir Faullenzer in Europa viel zu ungeschickt wären, und wozu wir hundert Handwerksleute hätten nöthig gehabt, das haben alles sie zwey allein zu Stand bringen können. Ihre Kräfte nahmen zu, je mehr sie sie anstrengten, und auch ihr Gemüth wurde unter einer beständigen Geschäftigkeit je länger je heiterer, je länger je besser. Das ist ein Beweis, daß der liebe Gott

uns

uns zur Arbeit recht eigentlich müsse erschaffen haben, weil wir allemal gesünder, aufgeräumter und glücklicher darnach werden.

Unter solchen angenehmen Verrichtungen war mehr als ein halbes Jahr verstrichen. Jetzt giengen beyde mit vereinigten Kräften wieder an den Schiffbau, weil nicht nur Robinson wieder in sein Vaterland, sondern auch Freytag seinen Vater abholen wollte, um miteinander nach Europa zu schiffen. Es läßt sich denken, daß die Schiffarbeit jetzt mit den neuen Werkzeugen zwanzigmal besser von statten gieng, als zuvor.

Aber jetzt eröffnete sich für sie auf einmal ein neuer fürchterlicher Auftritt.

Als Freytag an einem Morgen eben an dem Gestatt eine Schildkröte suchen wollte, so lief er plötzlich wieder zurück, und schrie vor Schrecken ganz außer Athem: Sie sind da! da!

Robinson erschrack, kletterte geschwind den Hügel hinauf, und erblickte nicht ohne Grausen, daß sechs Kähne voll Wilde eben im Begrif waren zu landen. Er stieg hierauf hurtig wieder hinab, sprach dem zitternden Freytag Muth zu, und fragte ihn dann, ob er entschlossen wäre, ihm treulich beyzustehen, falls es zwischen ihnen und den Wilden zu einem Gefecht kommen sollte?

„Mit Leib und Leben,“ antwortete Freytag, erholte sich wieder und zeigte eine kriegerische Tapferkeit.

Hierauf

Hierauf zog Robinson eine der kleinen Kanonen vom Wall herunter, die auf Rädern ruhete; holte sechs scharf geladene Flinten, vier Pistolen und zwey Säbel hervor. Jeder von ihnen steckte zwey Pistolen und einen Säbel in den Gurt, nahm drey Flinten auf die Schulter, und zog die Kanone hinter sich her, nachdem sie mit Kugeln, Schrot und Pulver sich hinlänglich versehen hatten. So gieng der kriegerische Zug in stiller furchtbarer Feyerlichkeit zum Thor hinaus.

Nachdem sie über die Zugbrücke gegangen waren, machten sie Halt. Dann mußte Freytag wieder umkehren, die Zugbrücke aufziehen, das Thor verschließen, und durch Hilfe der Strickleiter, die noch immer am Felsen herab hieng, sich mit seinem General wieder vereinigen. Diese Vorsichtigkeit wendete Robinson auf den Fall an, wenn ihre Unternehmung einen unglücklichen Ausgang hätte; damit die Feinde sich alsdann ihrer Burg nicht bemächtigen mochten.

Da sie wieder beysammen waren, eröffnete Robinson seinen wohl überlegten Anschlag. „Wir wollen, sagte er, um den Berg herum durch den Wald, wo er am dichtesten ist, marschiren, damit der Feind keine Kundschaft von uns bekomme. Dann wollen wir uns im dichten Gebüsche ihnen so sehr nähern, als wir, ohne gesehen zu werden, nur immer können: und wenn wir bis dahin gekommen sind, wollen

len wir plötzlich eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hinschießen. Vermuthlich werden die Feinde dadurch so sehr erschreckt werden, daß sie ihre Beute im Stiche lassen, und sogleich auf ihren Schiffen die Flucht ergreifen."

Freytag fand dieses sehr wahrscheinlich.

„Dann, fuhr Robinson fort, werden wir die Freude haben, die Unglücklichen, die sie braten wollten, zu retten, ohne daß ein einziger Tropfen Menschenbluts vergossen worden ist. Sollte aber wider Vermuthen unsere Hoffnung fehl schlagen, und die Kanibalen sich nicht zur Flucht verstehen wollen, sondern sich gegen uns setzen: dann, lieber Freytag! müßen wir zeigen, daß wir Männer sind. Gott, der alles sieht, weis, warum wir unser Leben wagen, und er wird es uns gewiß erhalten, wenns uns nützlich ist. Sein Wille geschehe!"

Er reichte hierauf seinem Mitstreiter die Hand, und beyde gelobten sich einen gegenseitigen treuen Beystand bis auf den letzten Blutstropfen.

Mittlerweile waren sie mit leisen Schritten beynahe bis ans Ende des Gebüsches gekommen, und machten Halt. Hier sah Robinson mit Entsetzen, wie 40 bis 50 Kannibalen um das Feuer herum saßen, und eben an den gebratenen Gebeinen eines Gefangenen nagten, der schon geschlachtet war. Ein anderer Gefangener lag in einiger Entfernung gebunden auf der Erde, der ebenfalls auch bald sollte geschlachtet werden. Dieser aber hatte ein weißes Gesicht,

sicht, und Robinson erkannte dadurch, daß der ein Europäer seyn müßte.

Jetzt konnte er sich nicht mehr einhalten. Sein Herz schlug laut, und wenn er seiner Begierde hätte folgen wollen, so wäre er unverzüglich hervorgesprungen, und hätte ein Blutbad unter ihnen angerichtet. Aber die Vernunft galt ihm mehr als blinde Leidenschaft; er hielt also seinen Unwillen im Zaum.

Er richtete die Kanone so, daß die Kugel hoch über den Köpfen der Wilden hinfliegen mußte. Hierauf legte er zwey Flinten auf die Erde, und die dritte behielt er in der Hand. Freytag that ein gleiches. Dann hielt er die brennende Lunte auf das Zündloch der Kanone, und puff! — fuhr der Schuß dahin.

In dem Augenblick stürzten die meisten Wilden von ihrem Wasensitz zur Erde, als wenn sie alle wären erschossen worden. Aber nach einer halben Minute waren sie alle wieder auf den Füßen. Die Furchtsamsten unter ihnen rennten zu den Kähnen, die Herzhaftern hingegen ergriffen die Waffen.

Zum Unglück hatten sie von dem Kanonenschuß weder den Blitz des Pulvers, noch die über sie hinfliegende Kugel wahrgenommen, sondern nur allein den Knall gehört. Ihr Schrecken war daher auch so groß nicht, als man erwartet hätte; und da sie nun rund um sich herum blickten, und nirgends etwas sahen, welches sie von neuem hätte erschrecken können, so erholten

sie

sie sich wieder; die Flüchtlinge kehrten zurück; alle erhoben ein fürchterliches Geheul, schwenkten unter den grimmigsten Gebärden ihre Waffen, und fiengen ihren Kriegstanz an.

Robinson war noch nicht entschlossen, was zu thun wäre. Allein als der Kriegstanz geendiget war, und er sah, daß die wilde Gesellschaft sich wieder niedersetzte, und zween von ihnen hingiengen, um den armen Gefangenen herbey zu holen: da war es ihm unmöglich, sich länger stille zu halten. Er blickte Freytag an, und sagte zu ihm blos die Worte: **Du zur Linken, und ich zur Rechten! Und nun in Gottes Namen!** Mit diesen Worten gab er Feuer; und Freytag that ein gleiches.

Freytag hatte besser, als Robinson selbst gezielt; denn auf der linken Seite des Feuers stürzten fünf, auf der rechten nur drey darnieder. Drey davon waren wirklich erschossen, fünf hingegen nur verwundet. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Bestürzung alle, die unbeschädigt waren, von ihrem Sitz aufsprangen und davon liefen; einige rennten da, die andere dort hin, und machten ein recht fürchterliches Geheul. Robinson wollte jetzt hervor springen, und sie mit dem Säbel in der Faust völlig in die Flucht jagen, und seinen armen gebundenen Landsmann befreyen. Aber zu seinem Erstaunen mußte er sehen, daß die Fliehenden in einem Haufen plötzlich wieder umkehrten, und sich zur Gegenwehr gefaßt machten. Er ergrif also in

der

der größten Geschwindigkeit eine zweyte Flinte, und Freytag desgleichen, und beyde drückten wieder los.

Dießmal fielen nur zween; es wurden aber so viele verwundet, daß sie mit Schreyen und Heulen wie unsinnige Menschen herum liefen, zum Theil blutig, zum Theil sehr hart verwundet. Von diesen fielen bald darauf noch drey, wiewohl nicht völlig todt, zur Erde.

Hierauf warf Robinson die losgeschossene Flinte weg, und ergrif die noch geladene dritte, und schrie: „Nun, Freytag! hervor!" Mit diesen Worten sprangen beyde aus dem Gebüsch auf den freyen Platz, und Robinson lief zuerst zu dem armen Schlachtopfer, um ihm seine Erlösung anzukündigen. Als er zu ihm kam, bemerkte er, daß einige Wilde, die eben geflohen waren, bey seinem Anblick stutzten, und sich von neuem zum Kampfe rüsteten. Aber Robinson winkte nur seinem Gefährten; dieser verstund ihn, lief etwas näher hinzu, gab Feuer, und sah zween von ihnen fallen.

Robinson schnitt indeß mit einem Messer die Stricke los, womit der Gefangene an Händen und Füßen gar jämmerlich zusammengeschnürt war. Er fragte ihn: wer er wäre? und aus der Antwort des Gefangenen konnte er verstehen, daß er ein Christ, und ein Spanier wäre.

Robinson stärkte ihn, so gut er konnte, und reichte ihm eine seiner Pistolen nebst dem Säbel, damit er helfen möchte, dem Gefechte

4

Seite 192.

Seite 215

ein Ende zu machen. Freytag mußte unterdessen eilends die losgeschossenen Flinten herbey holen, und sie von neuem laden.

Der Spanier hatte kaum die Pistole und den Säbel in Händen, als er wie eine Furie auf seine Mörder losrennte und in einem Hui zween derselben erlegte. Der tapfere Freytag hatte, nachdem er abermal eine Flinte losgeschossen, mit dem blossen Säbel in der Faust, einen ganzen Schwarm der Flüchtlinge vor sich her getrieben. Einige hieb er nieder, andere sprangen ins Wasser und schwammen zu ihren Kähnen, und noch andere flohen ins Gebüsch.

Der Spanier hatte unterdessen einen harten Stand. Denn einer von den Wilden drang mit seinem steinernen Schlachtschwert so heftig auf ihn los, daß dieser kaum im Stand war, den Hieben desselben auszuweichen. Endlich faßte ihn der Wilde, warf ihn zu Boden, wand ihm das Schwert aus der Hand, und wollte ihm eben damit den Kopf vom Rumpfe hauen, als Robinson glücklicher Weise die Gefahr bemerkte, und dem Kannibalen eine Kugel durch den Kopf jagte.

Der Spanier war kaum wieder aufgesprungen, als er eine geladene Flinte ergrif, um denen nachzulaufen, die in das Gebüsch geflohen waren, und Freytag gesellte sich zu ihm. Aber es währete nicht lange, so kehrten beyde wieder zurück, mit der Nachricht daß im Gebüsch keiner mehr übrig sey.

Beyde wollten nun in einen Kahn springen, den die Feinde zurück gelassen, und ihnen nacheilen. Aber Robinson hielt sie zurück, und sagte: Genug, meine Freunde! wir haben des Menschenbluts schon mehr vergossen, als wir vielleicht gesollt hätten. Lasset die übrigen nur leben, weil sie uns zu schaden weder Vorsatz noch Vermögen mehr haben.

Aber, sagte Freytag, sie werden vielleicht mit größerer Mannschaft zurück kommen, wenn wir sie entfliehen lassen.

Das mögen sie thun, antwortete Robinson, unsre Kriegsmacht ist ja auch um ein Drittel stärker, als es diesen Morgen war, und zeigte dabey auf den Spanier. Ohne dringende Noth muß man auch den schlimmsten Menschen nicht beleidigen, geschweige tödten. Es mag nun eine ganze Legion dieser Armseligen kommen; wir werden uns zu wehren wissen.

Unser menschenfreundliche Held gieng jetzt, mit Thränen des Mitleids im Auge, auf dem Schlachtfeld herum, zu sehen, ob nicht einem oder dem andern von denen, die noch lebten, vielleicht noch könnte geholfen werden. Aber die meisten waren schon verschieden: und die übrigen starben bald unter seinen Händen, indem er ihnen Wein in die Wunden goß, und sie auf alle Weise zu ermuntern suchte. Es waren der Todten überhaupt ein und zwanzig. Die siegende Armee betreffend, so war nicht einmal ein Mann verwundet worden, nur daß der Spanier,

nier, da er zu Boden geworfen wurde, eine Beule davon getragen hatte.

Die Wilden hatten auf ihrer Flucht nur 4 Kähne mitgenommen, zween aber zurück gelassen. Robinson war begierig, diese zwey Schiffe sogleich zu besichtigen. Er trat also hinzu, und fand in einem derselben zu seiner großen Verwunderung noch einen unglücklichen Menschen liegen, der so wie der Spanier, an Händen und Füßen fest geknebelt war. Er schien mehr todt als lebendig zu seyn.

Robinson eilte, seine Bande aufzulösen, und wollte ihm aufhelfen. Allein er war weder im Stande zu stehen, noch zu reden, sondern winselte nur erbärmlich, weil er in der Meynung war, daß man ihn jetzt zur Schlachtbank führen wollte.

Da dieser kein Europäer, sondern ein Wilder war, so rief Robinson seinen Freytag herbey, daß er in seiner Landsprache mit ihm reden sollte. Aber kaum hatte Freytag den Gefangenen recht ins Auge gefaßt, so erfolgte ein Auftritt, der dem Robinson und dem Spanier die warmen Thränen aus den Augen trieb. Freytag war nämlich auf einmal, wie außer sich. Er flog dem Gefangenen in die Arme, küßte und drückte ihn, er schrie, lachte, hüpfte, tanzte und weinte, und bezeigte sich durchaus wie ein Unsinniger. Dieses dauerte eine gute Weile,

le, und Robinson fragte ihn wiederholtermalen, was ihm denn wäre? Endlich brachte man nach langem Fragen vom Freytag die Antwort heraus: Mein Vater! mein Vater!

Es ist unmöglich, alle Aeußerung der Freude und der kindlichen Liebe dieses guten Burschen zu beschreiben. Zwanzigmal sprang er aus dem Kahn und wieder in den Kahn. Bald setzte er sich nieder, machte seinen Rock auf, und legte seines Vaters Kopf an seine Brust, um ihn zu erwärmen; bald rieb er ihm die Arme und die Knöcheln, welche von dem festen Binden steif geworden waren; bald fiel er ihm wieder um den Hals oder um den Leib, und bedeckte ihn mit liebvollen Küssen. Robinson hatte noch etwas Wein in der Flasche, womit er ihn die angelaufenen Glieder seines Vaters bestreichen ließ. Bald darauf labte er ihn mit frischem Wasser, welches den Alten zusehends erquickte, weil er vor Durst beynahe ohnmächtig gewesen war.

Darauf reichte Robinson dem Freytag sein eignes Frühstück, welches er noch in der Tasche hatte, und Freytag gab es seinem Vater. Kaum hatte er dieß gethan, so sprang er aus dem Kahn, und lief mit aller Geschwindigkeit davon. Ehe Robinson Wohin? aussprechen konnte, war er schon aus dem Gesichte. In kurzer Zeit sahe man ihn aber wieder zurück kommen, und er brachte seinem Herrn Brod und Käse, um ihn für das abgetretene Frühstück schadlos zu halten.

Jetzt

Jetzt wandte sich Robinson zu dem Spanier, der sich ganz kraftlos in's Gras gelegt hatte. Er gab ihm gleichfalls etwas Brod und Käse, auch labte er ihn mit einem frischen Trunk Wasser. Dieser blickte mit freundlicher Dankbarkeit zu ihm hinauf: versuchte aufzustehen, aber es war ihm unmöglich; so viel Schmerzen empfand er an den Knöcheln der Hände und Füße, die von dem starken Binden sehr angeschwollen waren. Freytag mußte sie ihm ebenfalls mit etwas Wein sanft reiben, so wie er's vorher seinem Vater gethan hatte.

Dann wollte Robinson versuchen, ob er mit Freytags Hilfe den Spanier nach dem Kahn führen könnte: aber Freytag, als ein junger starker Kerl nahm den Spanier auf seinen Rücken, und trug ihn dahin. Nachdem sie darauf die Kanone, und die Flinten, nebst den erbeuteten Waffen der Erschlagenen in den andern Kahn gebracht hatten, sprang Freytag wieder in den ersten, und ruderte so schnell damit fort, daß Robinson nicht so geschwind am Strande laufen konnte; denn dieser war noch nicht auf die Hälfte des Weges gekommen, als er Freytag schon wieder bey sich vorbey zurückrennen sah, um auch den andern Kahn herbey zu holen; und ehe noch Robinson an dem Orte anlangen konnte, wo der erste Kahn mit den Kranken lag, war Freytag mit dem andern auch schon da. So groß war die Geschwindigkeit, mit welcher dieser laufen, und rudern konnte!

Jetzt waren sie der Burg gegen über. Um die Fortbringung der beyden Kranken zu erleichtern, lief Robinson hin, eine Tragbahre zu holen. Auf diese wurde einer nach dem andern gesetzt und in die Burg getragen. Dann bereiteten sie für beyde ein Lager, und ließen sie beyde ausruhen, weil der Schlaf ihnen nöthiger als alles andere war.

Indeß machten die beyden Wirthe Anstalt zu einer erquickenden Abendmahlzeit. Freytag wurde abgeschickt, ein junges Lama zu holen, und Robinson besorgte das übrige.

Robinson konnte sich vom Lächeln nicht enthalten, da ihm der Gedanke einfiel, daß er einem ordentlichen König von Tag zu Tag ähnlicher werde. Die ganze Insel war sein Eigenthum: seine Unterthanen, die ihm alle ihr Leben zu verdanken hatten, hiengen lediglich von seinem Willen ab, und waren verbunden, wenn es seyn müßte, Leib und Leben für ihn zu wagen.

Mittlerweile war Freytag zurück gekommen, und nun giengs frisch ans Kochen und ans Braten. Er bedurfte nicht, erst zur Freude ermuntert zu werden; dieser Tag war ihm ein doppelter Festtag, weil er seinen lieben Vater wieder erhalten hat. Noch nie war er so lustig gewesen, als heute. Er hörte gar nicht auf, zu singen, zu springen und zu lachen; doch verrichtete er dabey alles, was er zu thun hatte,

te, auf das hurtigste und ordentlichste: und wenn man das thut, so ist lustig seyn kein Fehler.

Indessen waren die beyden neuen Gäste erwacht. Sie empfanden zwar noch einige Schmerzen, aber sie waren doch so gestärkt, daß sie mit Freytags und Robinsons Hilfe aufstehen, und sich zu Tisch setzen konnten.

Man kann denken, daß Freytags Vater bey den Sachen, die er hier sah, eben so sehr sich verwunderte und erstaunte, wie sein Sohn sich verwundert hatte, als er die europäischen Sachen zum erstenmal sah.

Freytag redete mit seinem Vater, und mit dem Spanier, und verdollmetschte es hernach dem Robinson.

Joseph. Verstand dann Freytag spanisch?

Vater. Nein! Aber der Spanier, der schon ein halbes Jahr unter den Wilden gelebt hatte, verstand schon etwas von Freytags Landessprache; nachher zeigte es sich auch, daß er Englisch sprach, welches dem Robinson eine ungemeine Freude war; weil er ebenfalls diese Sprache redete. — Nun fragte ihn Robinson, wie er denn unter die Wilden gekommen wäre, so fieng er folgende Erzählung an:

„Ich bin, sagte er, ein Spanier, und weil mich die Begierde stach, fremde Länder und besonders die neue Welt zu sehen, verließ ich mein Vaterland, und bestieg ein holländisches Schiff, welches nach Amerika bestimmt war. Wir kamen an die afrikanische Küste, wo gegen allerley eu-

ropäische Sachen, Goldkörner, Elfenbein, und schwarze Menschen eingetauscht wurden. Der letztern wurden hundert geladen, die nach Barbados geführt, und allda verkauft werden sollten. — Zwanzig davon aber starben bald; weil man sie, wie Häringe, eingepackt hatte. Ein anhaltender Sturm verschlug uns von unserm Laufe bis an die Küste von Brasilien, und weil unser Schiff dadurch viel gelitten; so getraueten wir uns nicht wieder auf die hohe See zu fahren, sondern steuerten längst der Küste des festen Landes herauf. Plötzlich überfiel uns ein abermaliger Sturm. Dieser trieb uns wüthend von dem festen Lande weg, und warf uns zur Nachtzeit unweit einer Insel auf Felsen. Wir thaten einige Nothschüsse, und waren entschlossen, auf dem Schiffe auszuhalten, so lange es möglich seyn würde. In dieser Absicht löseten wir die Fesseln der gefangenen Schwarzen, damit sie helfen sollten, das eindringende Wasser auszuschöpfen. Aber diese fühlten sich kaum auf freyen Füßen, so bemächtigten sie sich unserer Böte, und einiger Waffen, um damit ihre Freyheit und Leben zu retten."

„Was wollten wir thun? Sie zwingen konnten wir nicht; denn unserer waren nur fünfzehn, ihrer hingegen achtzig. Ohne Boot auf dem gestrandeten Schiffe zu bleiben, war sichtbare Todesgefahr. Wir legten uns also aufs Bitten, und suchten diejenigen, die kurz vorher noch unsere Sklaven gewesen waren, durch Flehen

zu bewegen, entweder zu bleiben, oder uns wenigstens mitzunehmen. Und hier muß ich die Großmuth und Menschlichkeit dieser Schwarzen rühmen. Ungeachtet das Verfahren gegen sie vorher sehr hart gewesen war, so ließen sie sich doch von Mitleid rühren, und erlaubten uns, wenn wir keine Waffen mitnähmen, zu ihnen hinab zu steigen. Wir giengen die Bedingung ein, und sprangen in die Böte, die nun sehr belastet waren."

„Wir bemüheten uns, die nahgelegene Insel zu erreichen; aber plötzlich drehte sich der Wind, und trieb uns, alles Ruderns ungeachtet, wieder ins hohe Meer. Unser Tod schien uns nun nicht mehr zweifelhaft zu seyn. Allein zu unserm Erstaunen wurden wir endlich ganz unerwartet, und ohne einen Mann verloren zu haben, an eine uns völlig unbekannte Insel geworfen."

Die armseligen Bewohner dieser Insel nahmen uns ungemein liebreich auf. Bey diesen haben wir nun schon ein halbes Jahr lang gelebt, so gut sichs unter so armen Leuten, die nichts als Fische haben, leben läßt. Indessen ist uns auch der Holländer, dem das Schiff gehörte, gestorben.

„Aber vor einigen Tagen wurde die Insel von einem benachbarten kriegerischen Volke feinlich angegriffen. Alles griff zu den Waffen. Ich focht an der Seite dieses ehrlichen Alten, der auch seiner Seits wie ein Löwe in die Feinde

eindrang. Allein er wurde bald von den Feinden umrungen, und da ich ihm beyspringen wollte, hatte ich das Unglück, mit ihm zugleich gefangen zu werden."

„Zwey Tage und Nächte haben wir in dieser traurigen Gefangenschaft, an Händen und Füßen geknebelt, zugebracht, und weder gegessen noch getrunken. Diesen Morgen wurden wir mit Anbruch des Tages in die Kähne geschleppt, und hieher auf diese Insel geführt, wo die Unmenschen, ihrer Gewohnheit nach, uns aufgefressen hätten. Und da führte die göttliche Vorsehung euch, ihr edlen Männer! zu unserer Rettung herbey, und von euch haben wir eine Wohlthat empfangen, die wir euch nie werden vergelten können."

Hier schwieg der Spanier, und Thränen der Dankbarkeit rollten ihm über die Wangen. Robinson sah aus dieser Erzählung klar genug, daß sein erbeutetes Schiff eben dasjenige war, von welchem dieser Spanier erzählte; und Freytag bewunderte mit ihm die Weisheit und Güte der göttlichen Vorsehung.

Hierauf nahm Robinson den Spanier bey der Hand, führte ihn in sein Vorrathhaus und in seine Höhle, und zeigte ihm zu seinem erstaunen, daß das wichtigste von dem verunglückten Schiff hier beysammen sey, und erzählte ihm die ganze Geschichte davon.

Nachdem sie die Todten weit von ihrer Burg und Wohnung eingegraben, setzte sich Freytag zu seinem Vater, und belehrte ihn, daß gesittete Leute kein Menschenfleisch essen, und brachte ihn in kurzer Zeit zu einem wahren Abscheu gegen diese unmenschliche Gewohnheit. Robinson gab diesem Alten den Namen Donnerstag, weil er doch eher, als sein Sohn gewesen wäre.

Alsdann trug er ihnen seinen Anschlag vor, den er gemacht hatte, auch die andern Landsleute und Schiffskameraden von jener Insel herüber bringen zu lassen.

Der alte Donnerstag und der Spanier nahmen diese Verrichtung mit Freuden auf sich, und reißten auf einem Kahn miteinander ab. Mehr brauchten sie auch nicht; denn sie versicherten, daß die Bootschiffe, auf welchen sie nach ihrem Schiffbruch auf jene Insel gekommen, alldort noch in sehr gutem Stande wären, und auf diesen könnten sie aufladen, so viel sie wollten.

Schon acht Tage waren verstrichen; aber die Abgesandten ließen sich noch immer nicht sehen. Man fieng an, darüber bekümmert zu werden. Freytag lief des Tags wohl zwanzigmal auf den Berg, und sah sich die Augen müde, ohne etwas von ihnen entdecken zu können.

Eines Tags, als auch Robinson mit seinem Fernglas auf der Anhöhe war, erblickte er von weitem ein ansehnliches Boot, welches auf die Insel zusegelte. Aber Freytag, der mit freyem Auge besser sah, als Robinson mit dem Fern-

glas,

glas, schüttelte den Kopf, und sagte, das können unmöglich seine Landsleute seyn. Das Boot kam immer näher, und da sah Robinson, daß bewaffnete Männer darauf waren. Freytag zitterte an allen Gliedern. Komm, sagte Robinson, und erstieg eine andere Anhöhe, von welcher die nördliche Küste besser übersehen werden konnte. Kaum waren sie daselbst, und ihre Augen nach dem Meere hingerichtet, so sahen sie ein ansehnliches Schiff, welches sich in einer Entfernung von einer deutschen Meile wirklich vor Anker gelegt hatte.

Furcht und Freude wechselten in Robinsons Seele ab. Freude zwar, weil er ein Schiff erblickte, welches vielleicht zu seiner Erlösung da war; aber Furcht, weil er nicht wissen konnte, was ihre eigentlich Absicht war, an dieser Insel zu landen.

Robinson und Freytag stellten sich daher auf eine Anhöhe zwischen Gebüsch und Bäume, wovon sie alles bemerken konnten, ohne selbst bemerkt zu werden.

Hier sahen sie dann, daß sich auf dem Boot eilf Mann befanden, und eine Viertelmeile von ihnen ans Land stiegen. Acht von ihnen waren bewaffnet, drey hingegen nicht. Diese drey waren im Boote gefesselt, aber sobald sie ans Land gebracht wurden, wurden ihnen ihre Fesseln abgenommen, und diese Unglücklichen hoben von Zeit zu Zeit ihre Hände empor, als wenn sie den Himmel um Hilfe und Errettung anflehten.

Endlich bemerkte Robinson, daß die drey Gefangenen zurückgelassen wurden, und die andern sich in den Wald zerstreuten.

Robinson erinnerte sich jeʒt an seinen eigenen elenden Zustand, und dachte an jenen Tag, wie ihm damals war, als er auf diese Insel geworfen ward. Er beschloß daher, sich um diese Unglückliche anzunehmen, und gab dem Freytag Befehl, Flinten, Pistolen, Säbel und Pulver so viel herbeyzuholen, als er nur tragen könnte. Er bemerkte, daß die bewaffneten Männer sich wegen der Mittagshiʒe in den Schatten gelegt hatten. Er gieng daher auf die Unglücklichen zu, und als diese vor Furcht entfliehen wollten, sprach er ihnen Muth zu, und sagte, sie sollten sich nicht fürchten, er sey zu ihrer Rettung da; nur sollten sie sagen, wer sie wären.

Voller Ehrfurcht blieben sie stille stehen, und einer aus ihnen sagte: Ich bin der Kapitain des Schiffes, welches nach Holland gehört; dieser da war mein Steuermann; und der da ein Reisender: M... Matrosen haben sich wieder mich empört, und mir mein Schiff weggenommen. Sie wollten mich und diese meine Gefährten anfänglich ohne Gnade ermorden; endlich aber haben sie sich bewegen lassen, uns das Leben zu schenken, aber so, daß wir jeʒt in dieser wüsten Insel einen langsamen Tod im Hunger und Elend nehmen sollen.

Robinson erwiederte: Ich fodere von euch nur zwo Bedingungen, so wage ich zu euerer

Ret-

Rettung Blut und Leben. Nämlich diese: Daß ihr meinem Willen nachleben wollet, so lang ihr auf dieser Insel seyd, und dann, daß ihr mich nach Holland bringet, wenn es uns gelingt, euere Feinde zu bezwingen, und das Hauptschiff zu erobern.

Der Schiffskapitain versetzte: Das ganze Schiff und alles, was darauf ist, und wir selbst stehen ganz in euerer Gewalt.

Hierauf gab er jedem Wehr und Waffen, und so giengen sie gegen ihre Feinde los. Der erste lag im Gras, und schlief so fest, daß sie ihm die Hände auf den Rücken binden konnten; auch steckten sie ihm ein Schnupftuch in den Mund, und befahlen ihm, er solle, ohne den mindesten Laut von sich zu geben, auf seiner Stelle liegen bleiben: widrigenfalls würde man ihm unverzüglich eine Kugel durch den Kopf schießen.

Dem zweyten machten sie es eben so bis auf den sechsten. Die letzten zween erwachten zwar und wollten sich zur Gegenwehre stellen. Allein als sie sich übermannt sahen, streckten sie gutwillig das Gewehr, und baten um Pardon. Man band ihnen darauf wie den andern die Hände, und führte sie in eine Höle, die ihnen zum Gefängniß dienen mußte.

Nun giengen Robinson und Freytag nebst ihren neuen Bundesgenossen nach dem Boot, zogen es durch Hilfe einiger Hebbäume aufs Land, und hieben in den Boden desselben ein Loch,

Loch, damit es vor der Hand völlig unbrauchbar seyn möchte.

Joseph. Warum denn das?

Vater. Sie sahen vorher, daß man von dem großen Schiffe ein zweytes Boot abschicken würde, wenn das erste ausbliebe. Sie wollten also verhindern, daß von diesem das erste Boot nicht mitgenommen werden möchte.

Wie gedacht, so geschehen. Gegen drey Uhr Nachmittags wurde auf dem Schiffe eine Kanone losgeschossen, um die am Lande befindlichen Matrosen zurück zu rufen, und da dieses nach dreymaliger Wiederholung nicht befolgt wurde: so sahe man wirklich ein zweytes Boot auf die Insel zusegeln. Robinson zog sich mit seinen Gefährten nach der Anhöhe zurück, um von da aus zu sehen, was sie weiter zu thun hätten.

Das Boot landete. Man lief nach dem ersten, und war nicht wenig erstaunt, es auf dem Strande durchlöchert zu finden. Sie sahen umher, und riefen die unsichtbaren Kameraden bey Namen, aber da war keiner, welcher antwortete. Es waren ihrer zehn, alle bewaffnet. Sie hörten nicht auf zu rufen, und mit unter auch zu schießen, in der Hoffnung, daß ihre zerstreuten Kameraden sich einfinden würden. Endlich da sie sahen, daß alles vergebens sey: schienen sie bey anbrechendem Abend für sich selbst besorgt zu werden, und stießen auf einige hun-

dert

dert Schritte vom Lande, um sich allda vor Anker zu legen.

Nun war zu besorgen, daß sie in kurzer Zeit nach dem Schiffe zurück rudern würden, und daß dieses alsdann die verlornen Kameraden im Stiche lassen, und davon segeln möchte; eine Besorgniß, welche den Kapitain und Robinson zugleich zittern machte. Deßwegen sann Robinson auf eine List, die den erwünschten Erfolg hatte. Er hatte nämlich von dem Kapitain gehört, daß unter den Gefangenen drey ehrliche Bursche wären, die blos aus Furcht vor den übrigen in die Rebellion gewilliget hätten; deßwegen schickte er den Freytag mit dem Steuermann ab, diese so geschwind, als möglich, herbeyzuführen. Sie erschienen, und der Kapitain, dem Robinson seine Meinung eröffnet hatte, legte ihnen nach einigen Vorwürfen, die Frage vor: ob sie ihm treu seyn wollten, wenn er ihnen Verzeihung wiederfahren ließe? „Bis in den Tod!“ antworteten sie zitternd. Der Kapitain fuhr fort: ich habe euch sonst immer als gute Bursche gekannt; ich will daher glauben, daß ihr keinen Theil an der Empörung gehabt habt, ja daß ihr das, was geschehen ist, durch desto größere Treue wieder gut machen werdet. Die drey Matrosen küßten voll Reue und Dankbarkeit dem Kapitain die Hand. Dann übergab er ihnen wieder ihre Waffen, und befahl ihnen, die Befehle ihres gemeinschaftlichen Anführers genau zu befolgen.

Nun

Nun befahl Robinson dem Freytag nebst einem der Matrosen in ein Gebüsch zu laufen, welches von dem Boote einige hundert Schritte entfernt war, und von da aus auf das Schreyen der Rufenden zu antworten. Sobald sie merkten, daß die im Boote auf ihre Stimmen horchten, daß sie ausstiegen, um sie aufzusuchen, sollten sie sich immer tiefer in's Gebüsch begeben, um die Leute aus dem Boote hinter sich her zu locken, und so weit, als möglich, zu entfernen. Dann sollten sie selbst auf einem andern Wege eiligst wieder zurücke kehren. Dieß geschah auch.

Unterdessen war es ganz finster geworden. Robinson rückte Mäuschen stille mit seinen Gefährten gegen das Boot an, ohne daß die darinn zurückgebliebenen zwey Matrosen es merkten. Plötzlich aber machte er ein lautes Getöß mit den Waffen, schrie und drohete Tod und Verderben, wenn sich einer zu rühren wagte. Die beyden Matrosen riefen, Pardon! und man sprang hinzu, ihnen die Hände zu binden.

Kaum war dieß geschehen: so ward auch dieses Boot weit auf den Strand gebracht. Jetzt kamen die übrigen Matrosen, jedoch sehr ermüdet von dem langen vergeblichen Herumirren, zurück. Ihr Erstaunen und Wehklagen über die Abwesenheit des Boots war unbeschreiblich. Robinson schickte einen der begnadigten Matrosen mit der Anfrage ab: ob sie gleich gutwillig das Gewehr strecken, und sich ergeben wollten? wo nicht, so hätte der Statthalter der Insel in einer

Entfernung von dreyßig Schritten fünfzig Mann aufmarschiren lassen, um sie alle nieder zu schießen. Ihr Boot wäre schon genommen, alle ihre Kameraden gefangen, und sie hätten blos zwischen Tod und Gefangenschaft zu wählen. Sie ergaben sich also: auch ihnen wurden die Hände gebunden.

Jetzt traten der Kapitain und Robinson, der für einen Offizier des Statthalters angesehen wurde, hinzu, und dann wurden diejenigen von den Gefangenen ausgesucht, die man einer aufrichtigen Reue über ihren Fehltritt fähig hielt. Auch unter denen, die schon in der Höhle lagen, wurden noch einige abgeholt, denen man eine ähnliche Bereuung ihres Fehltritts zutrauete.

Unterdessen mußte der Schiffszimmermann in aller Eile den durchlöcherten Boden des einen Boots ausbessern; und als dieses geschehen war, wurden beyde Böte wieder in's Wasser gebracht, die Mannschaft vertheilt, und mit Gewehr versehen. Das eine Boot sollte der Steuermann, das andere aber der Kapitain selbst kommandiren. Nachdem Robinson den Kapitain umarmt, und ihm Glück zu seiner Unternehmung gewünscht hatte, gieng jener unter Segel.

Kaum war der Morgen angebrochen, so hörte Robinson drey Kanonenschüsse nacheinander. Dieß war das verabredete Zeichen, daß das Schiff glücklich erobert seye; welches sich bald darauf bestättigte, als der Schiffskapitain selbst mit einigen sei-

seiner Leute daher kam, und sagte, daß er das Schiff ohne Blutvergießen eingenommen, und alle übrigen Empörer zu Gefangenen gemacht habe. Die Freude des Schiffkapitains war unaussprechlich, und seine Dankbarkeit eben so groß. Sie sind es, sprach er zu Robinson: edler Mann Sie sind es, der mich und mein Schiff gerettet hat: das Schiff gehört nun ganz Ihnen; befehlen Sie darüber, und über mich selbst, wie es Ihnen beliebig ist.

Robinson antwortete: Es ist mir genug, daß ich die Freude genossen, und das Glück gehabt habe, Sie aus ihrem Unglück zu retten. Aber noch habe ich eine dreyfache Bitte an Sie. Erstlich ersuche ich Sie, daß Sie so lange hier verziehen mögen, bis meines ehrlichen Freytags Vater mit dem Spanier zurück kommen wird. Zweytens, daß Sie nebst mir und meinen Hausleuten auch die sämmtlichen Europäer aufnehmen und nach Europa bringen wollen. Endlich bitte ich Sie, daß Sie allen, auch den vornehmsten Aufrührern das Leben schenken, und sie zur Strafe auf dieser meiner Insel zurücklassen mögen, weil ich versichert bin, daß dieß das beßte Mittel seyn wird, sie zu bessern.

Der Schiffskapitain versicherte, daß alles pünktlich so geschehen sollte, wie er es verlangte. Er ließ die Gefangenen herbey führen, suchte die Aergsten darunter aus, und kündigte ihnen ihr Urtheil an. Diese waren sehr erfreut darüber, weil sie wußten, daß sie nach den Gesetzen

das Leben verwirkt hätten. Robinson gab ihnen die Anweisung, wie sie sich ihren Lebensunterhalt erwerben könnten, und versprach, daß er ihnen seinen ganzen Reichthum an Werkzeugen, Hausrath und Vieh zurücklassen wollte. Er schärfte ihnen dabey immerdar Vertrauen auf Gott, Arbeitsamkeit und Eintracht ein, und versicherte, daß diese Tugenden ihnen den Aufenthalt auf dieser Insel gewiß recht angenehm machen würden.

Indem er noch so redete, kam Freytag mit der frohen Nachricht, daß sein Vater mit dem Spanier angekommen seye. Robinson sah mit Verwunderung, daß unter den Angekommenen auch zwo Frauenspersonen waren. Sie waren Freytags Landsmänninen, und nunmehr die Weiber von zween Spaniern. Diese beede Spanier hatten kaum gehört, daß Robinson abreissen, und einige Matrosen auf der Insel zurücklassen würde; als sie sich von ihm die Erlaubniß ausbaten, mit ihren Weibern gleichfalls da zu bleiben, weil sie nach allem, was sie von dieser Insel gehört hätten, sich keinen bessern Aufenthalt wünschen könnten.

Robinson hörte diese Bitte gern, und erfüllte sie mit Vergnügen. Es war ihm lieb, daß ein paar Männer zurück blieben, von denen er hörte, daß sie die bravesten und rechtschaffensten Leute wären; denn er hoffte, daß diese die übrigen schlechten Bursche zu einem ordentlichen und friedfertigen Leben würden anhalten kön-

können. Daher beschloß er, alle andere diesen beyden Männern unterthänig zu machen.

Er ließ darum alle vor sich kommen, und that ihnen seinen Willen kund. Es waren in allem sechs Matrosen, und die beyden Spanier mit ihren Weibern. Robinson redete sie folgendermassen an:

„Die ganze Insel mit allem, was darauf ist, ist mein. Und hoffentlich wird keiner unter euch mir das Recht streitig machen, mit meinem Eigenthum zu schalten und zu walten, wie es mir gefällt. Ich wünsche aber, daß es euch allen, die ihr hier zurück bleiben werdet, recht wohl gehen möge. Hiezu ist aber eine gute Einrichtung vonnöthen, und mir steht es zu, sie zu machen. Ich erkläre demnach, daß diese beyden Spanier künftig meine Stelle vertreten, und an meiner Statt die rechtmäßigen Herren dieser Insel seyn sollen. Ihr aber habt die Schuldigkeit, ihnen den strengsten Gehorsam zu erzeigen. Diese zwey allein sollen meine Burg bewohnen, sie allein sollen alle Gewehre, alle Kriegsmunizion, und alle Werkzeuge in Verwahrung haben; aber sie sollen dabey auch verbunden seyn, euch davon zu leihen, was ihr brauchet, unter der Bedingung, daß ihr euch friedfertig und in allweg ordentlich betraget. Giebt es Gefahren, so sollet ihr alle für einen Mann stehen. Giebt es Arbeiten, entweder auf dem Feld oder im Garten, so sollen alle diese Arbeiten gemeinschaftlich verrichten, und die Erndte

allzeit unter einander theilen. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, mich nach euch zu erkundigen; vielleicht entschließe ich mich, selbst einmal wieder hieher zu reisen. Weh alsdann dem, der unterdessen diese meine Anordnung umstoßen wird. Er soll mir ohne Barmherzigkeit auf ein Brett gesetzt, und bey stürmischer Witterung dem großen Weltmeer preisgegeben werden."

Alle bezeigten ihre Zufriedenheit mit dieser Einrichtung, und gelobten den strengsten Gehorsam an.

Hierauf suchte Robinson die Sachen zusammen, die er mitnehmen wollte; nämlich 1) Die Kleidung, die er sich von Fellen gemacht, nebst Sonnenschirm und Larve. 2) Den von ihm verfertigten Spieß, Bogen und sein steinernes Beil. 3) Seinen Papagey, den Pudel und zwey Lamas; und endlich 4) die Goldkörner, die Diamanten, und den großen Goldklumpen, den er auf seiner Insel gefunden hatte.

Nachdem dieß alles zu Schiff gebracht, und der Wind sehr günstig war, wurde die Abreise auf den folgenden Morgen festgesetzt. Robinson und Freytag bereiteten darauf eine Mahlzeit, weil sie dem Schiffskapitain und den zurück bleibenden Insulanern vor ihrer Abreise noch ein kleines Freudenfest geben wollten. Das Beßte, was sie hatten, wurde dazu hergegeben, und die Speisen waren so schmackhaft zubereitet, daß der Kapitain sich nicht genug über Robinsons Geschicklichkeit in der Kochkunst wundern

dern konnte. Auch der Kapitain wollte zur Glückseligkeit der Zurückbleibenden etwas beytragen; er ließ daher eine Menge Lebensmittel, Schießpulver, Eisen und Werkzeuge aus seinem Schiffe holen, und machte damit den Insulanern ein Geschenk.

Gegen Abend entfernte sich Robinson von der Gesellschaft, und stieg auf den Hügel; da wollte er noch einmal der ganzen Geschichte seines Aufenthalts auf dieser Insel nachdenken. Er wendete dazu eine ganze Stunde an, und ergoß sein volles Herz vor Gott in kindlicher Dankbarkeit.

Jetzt war der Augenblick zur Abreise da. Mit Thränen in den Augen ermahnte Robinson die Zurückbleibenden noch einmal zur Eintracht, zur Arbeitsamkeit, und zur Frömmigkeit, und empfahl sie darauf mit brüderlichem Herzen in den Schutz des liebvollen Gottes, der ihn selbst so wunderbar geleitet hatte. Darauf dankte er noch einmal Gott für seine wunderbare Erhaltung, und für seine jetzige Erlösung; nahm alsdann mit halb erstickter Stimme von den Zurückbleibenden die letzte Urlaub, und gieng, von Freytag und Donnerstag begleitet, zu Schiff.

So lang die Insel noch konnte gesehen werden, waren Robinsons Augen unverrückt auf das geliebte Land gerichtet, welches ihm nach einem zwölfjährigen Aufenthalt, und wegen allda ausgestandenen Mühseligkeiten, so werth als

sein eignes Vaterland war. Endlich als er nur noch die letzte Bergspitze sah, beurlaubte er sich das letztemal davon, indem er die Hand vom Munde gegen die Insel hinstreckte, wendete sich davon weg, und zerfloß in Thränen.

Ihre Fahrt war sehr glücklich. Nur hatten sie das Unglück, ihren alten Donnerstag zu verlieren, welcher plötzlich erkrankt und bald darauf gestorben war. Auch die beyden Lama konnten das Seefahren nicht ertragen, und starben.

In 24 Tagen waren sie zu Amsterdam. Hier stellte Robinson der Familie des verunglückten Kaufmanns die Goldkörner und die Diamanten zu, und richtete damit dieses Haus, welches wegen jenem Unglück in Armuth und Noth gekommen war, wieder auf.

Freytag gaffte in dieser Stadt mit stummen Erstaunen alle die unzähligen Wunderdinge an, die seinen Augen sich darbothen. Er konnte sich nicht satt sehen, und war den ersten Tag wie betäubt.

Von da aus reiseten sie geraden Wegs nach Hause. Als Robinson in seiner Vaterstadt ankam, so wäre er gerne auf sein Angesicht gefallen, und hätte den vaterländischen Boden geküßt, wenn er sich nicht vor den Zuschauern geschämt hätte. Hier vernahm er, daß sein Vater zwar noch am Leben, aber seine Mutter schon

gestorben wäre. Die Freude und Umarmungen des Vaters und des längst verlorenen Sohnes lassen sich kaum denken, geschweige beschreiben.

Die Nachricht von Robinsons Wiederkunft lief durch die ganze Stadt wie ein laufendes Feuer. Alle sprachen von nichts als von Robinson; alle wollten ihn sehen, und alle wollten die Geschichte seiner Abentheuer aus seinem eignen Munde hören. Seines Vaters Haus war immer voller Leute, und da half nichts, Robinson mußte vom Morgen bis an den Abend erzählen. Bey diesen Erzählungen vergaß er dann nie, den Vätern und Müttern zuzureden: Eltern! wenn ihr eure Kinder liebet, so gewöhnet sie nur frühzeitig zu einem frommen, mäßigen und arbeitsamen Leben! Wenn Kinder dabey waren, so gab er ihnen allemal die goldene Regel mit: Lieben Kinder! seyd gehorsam eueren Eltern und Vorgesetzten; lernet fleißig alles, was ihr zu lernen nur immer Gelegenheit habt; fürchtet Gott! und hütet euch, o ich bitte euch, hütet euch vor Müßiggang, aus welchem nichts als Böses kömmt!

Robinson, der seit vielen Jahren an das Vergnügen der Handarbeit gewöhnt war, bath seinen Vater um die Erlaubniß, das Tischlerhandwerk zu erlernen, und dieser ließ ihm seinen freyen Willen. Er begab sich also nebst dem Freytag bey einem Meister in die Lehre, und ehe ein Jahr vergangen war, hatten sie ihm

alles

alles dergestalt abgelernt, daß sie selbst Meister werden konnten.

Beyde blieben lebenslang unzertrennliche Freunde und Gehilfen. Fleiß und Mäßigkeit waren ihnen so sehr zur andern Natur geworden, daß es ihnen unmöglich war, auch nur einen halben Tag müßig oder schwelgerisch hinzubringen. Brüderliche Eintracht, Nachsicht mit den Fehlern anderer Menschen, Dienstfertigkeit und Menschenliebe waren ihnen so gewohnte Tugenden, daß sie gar nicht begreifen konnten, wie man ohne dieselben leben könne. Vornehmlich zeichneten sie sich durch eine reine, ungeheuchelte und thätige Frömmigkeit aus. So oft sie den Namen Gottes aussprachen, so stralte Freude und Liebe aus ihren Augen; und es überfiel sie ein Schauder, wenn sie diesen heiligen Namen bisweilen mit Leichtsinn von andern aussprechen hörten. Auch segnete der Himmel alle ihre Arbeit sichtbarlich. Sie erlebten in Friede, Gesundheit und nützlicher Geschäftigkeit ein hohes Alter, und die späteste Nachkommenschaft wird das Angedenken zweyer Männer ehren, die ihren Mitmenschen ein Beyspiel gaben, wie man es machen müße, wenn man auf dieser Welt zufrieden, und einst im Himmel ewig glücklich seyn will.

Stadtbibliothek Augsburg

L.D.

Geiger

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geiger, Franz Xaver

Der neue Robinson, oder Seefahrten und Schicksale eines Deutschen eine angenehme und lehrreiche Erzählung für die Jugend und den gemeinen Mann

Augsburg 1817

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2034
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259848-7